

Heerd-Geschichten.

Erzählungen

aus alten und neuen Tagen

für

das Volk und die Jugend.

Von

Wilhelm Gerckenburg,

Director des Erziehungs-Instituts in Düsseldorf.

Drittes Bändchen.

Düsseldorf 1855.

Verlag von Wilhelm Kaufen.

H. M.

IV, 51

Minow Ludwig Grouw Gentrans

Leßelsdorf,

den 12. Dezember 1868.

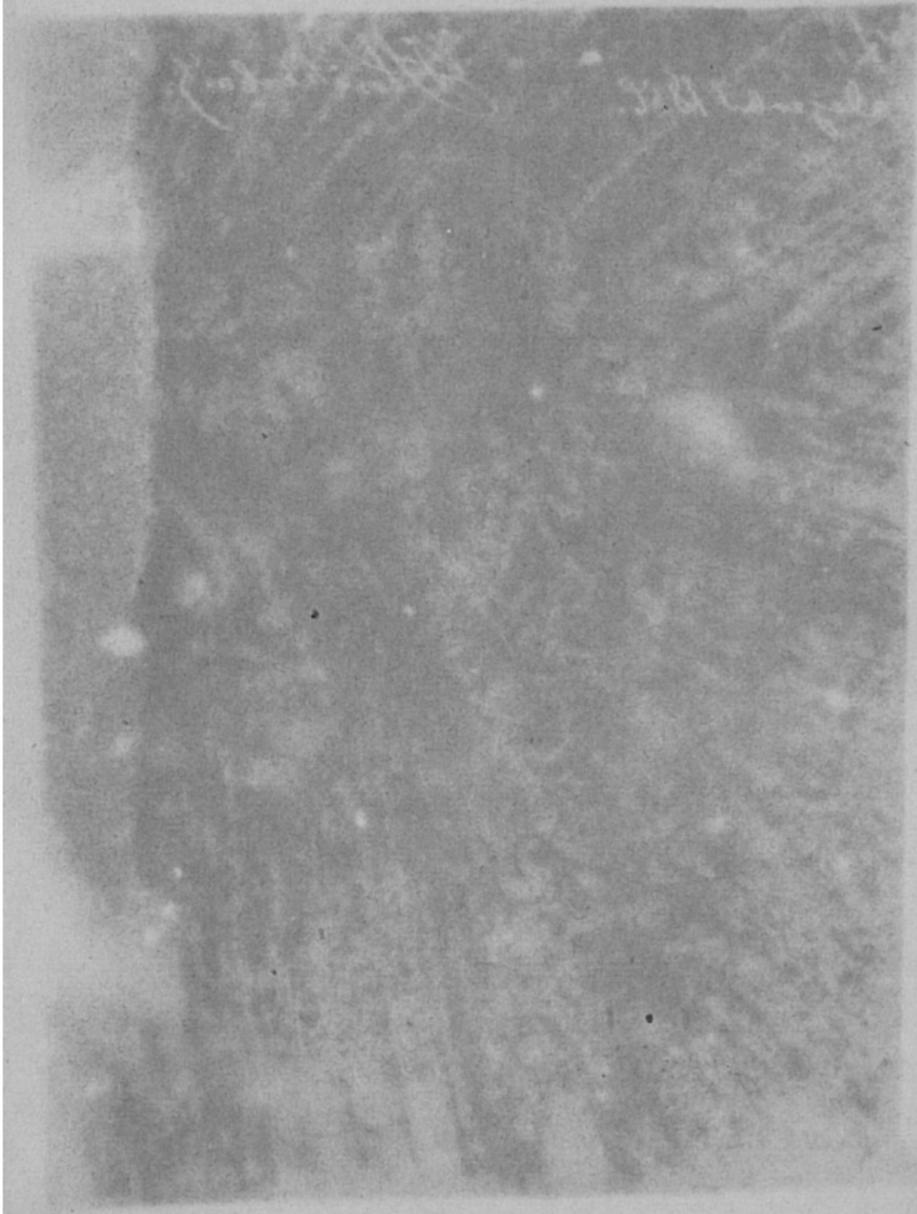
2000

Herrn Gentrans

Nicht ausleihbar

Handwritten notes in the top right corner, including the number '9' and some illegible cursive text.

Faint handwritten text at the top of the page, possibly a title or header, which is mostly illegible due to fading.





Heerd = Geschichten.

Erzählungen

aus alten und neuen Tagen

für

das Volk und die Jugend.

Von

Wilhelm Herchenbach,

Vorsteher eines Erziehungs-Instituts in Düsseldorf.

Drittes Bändchen.

Düsseldorf 1855.

Druck und Verlag von Wilhelm Kaulen.

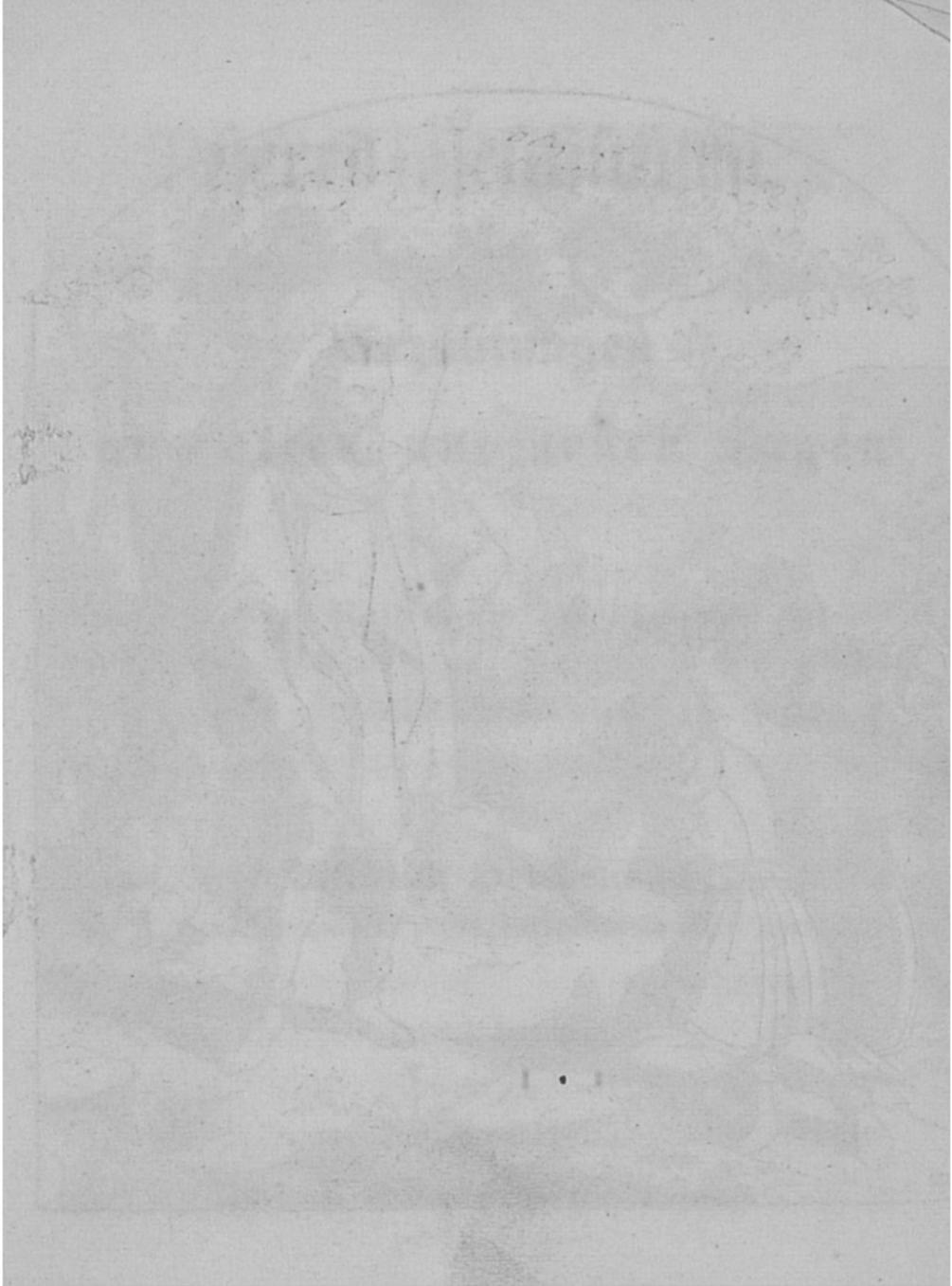


HM-4-51

MIKROFORM

SIGNATUR: mfk/2067







Adolph und Eberhard, die ersten Grafen von Berge.



Historische Erzählung
aus dem zwölften Jahrhundert
von
Wilhelm Herchenbach.

Mit einem Titelbilde.

Düsseldorf 1855.

Druck und Verlag von Wilhelm Kaulen.



M. IV. 51

H1 885817

9732.538.01

Vorwort.

Die Bergischen sind ein munteres, gutgeartetes Volk, treu und bieder, ohne Falsch und Hinterhalt, und bilden in der Krone Preußens eine der herrlichsten Perlen. Das Land ist besäet mit reichen Dörfern, gewerbfleißigen Städten und Flecken und der Schooß der Erde bietet nicht unbedeutende Schätze. Von den zahlreichen Bergen schauen die Ruinen alter Schlösser in die Thäler hinab und geben Zeugniß von seiner einstigen Bedeutung und Wichtigkeit. Wie viele derselben sind im Laufe der Jahrhunderte so zerbröckelt und verschwunden, daß man die Stelle nicht mehr weiß, wo sie gestanden, ja daß die Namen verschollen oder nur noch in leisen Anklängen fortleben!

Und doch knüpft sich an alle jene Stätten so manche bedeutsame historische Thatsache, daß sie von den Bewohnern des bergischen Landes nie vergessen werden sollten! Trotzdem giebt es nur Wenige, die mit der bergischen Geschichte vertraut sind; das Volk kennt nur Sagen und Erzählungen ohne Zusammenhang und häufig ohne örtliche Unterlage; und selbst diese Sagen, die ehemals in den Winterabenden am Heerde erzählt und wiedererzählt wurden, werden von Jahr zu Jahr seltener gehört. Jemehr aber ein Volk seine Geschichte verlernt, desto mehr verliert es an Selbstständigkeit und innerm Werthe. Es würde demnach derjenige, der ihm seine Geschichte wiedergäbe, ein verdienstliches Werk thun.

Dieses zu vollbringen kann meine Absicht nicht sein, da sich demselben Schwierigkeiten entgegenstellen, die schwer zu bewältigen sind und die selbst einen Fähigern zurückschrecken würden. Die Hauptschwierigkeit liegt darin, daß das Volk im Allgemeinen weder die Fähigkeit, noch die Bildungsmittel besitzt, eine Geschichte zu studiren, die erst aus mancherlei Werken zusammengesetzt werden muß, und die neben häufigen Dunkelheiten nicht

ohne große Lücken ist. Dann aber hat auch das Volk keinen Sinn und kein Verständniß für die wissenschaftliche Form, wie sie hier kaum zu umgehen wäre, wenn man eine Gewähr für die Wahrheit der Angaben bringen wollte.

Aber es hat ein Verständniß für Erzählungen in schlichter Form, und darunter liebt es diejenigen am meisten, die auf einem geschichtlichen Boden ruhen.

Meine Aufgabe kann also nur die sein, dem Volke Erzählungen in die Hand zu geben, aus denen es mit begeistertem Gemüth die Thaten seiner Vorfahren erfährt, durch welches ihm seine Berge und Thäler, seine Klöster, Kirchen und Ruinen lebendig werden, durch welche ihm eine Ahnung des Werthes seines Landes wird. Gelingt mir dieses und ist dadurch der Boden vorbereitet, dann wird sich ein kundiger Lenker finden, der es mit der Geschichte in der Hand an den Born seiner Vorzeit, an die Wiege seiner Ahnen führt, von wo aus es seine Geschichte im Zusammenhange übersehen lernt.

Man suche daher in diesen Erzählungen nicht die bergische Geschichte in strenger historischer Schärfe, son-

dern einfache Darstellungen interessanter Begebenheiten unserer Vorzeit, die das Gemüth für die Geschichte selbst empfänglich machen sollen.

Es versteht sich von selbst, daß der Kern rein historische Thatsachen enthalten und daß die nothwendigen Ausschmückungen und Erweiterungen, ohne welche keine Erzählung lesbar gemacht werden kann, nur in Nebensächlichem bestehen wird.

Alle Daten sind geschichtlich wahr.

Ich werde mich genugsam belohnt fühlen, wenn durch diese schlichten Erzählungen einige Wenige mit sinnendem Haupte zu den Ruinen des Landes emporsehen und den Drang in sich fühlen, von ihren Vorältern ein Mehreres zu erfahren.

W. Gerckenbach.

I.

Pestilenz und Hungersnoth.



Im Jahre 1124 saßen drei Leute in einer laufälligen Lehmhütte des bergischen Landes, ein altes würdiges Ehepaar und ihr Sohn, ein kräftiger, handfester Bauernbursche. Die Nacht war eingebrochen, aber es brannte kein Licht in der Hütte, nur die Flamme des Herdes, um welchen die drei sich geschaart hatten, gab einen schwachen Schimmer und beleuchtete in ungewissen Zügen die gelben Lehmwände. Ein scharfer Wind pfiff um die Ecken und über das Dach des Häuschens und fuhr zuweilen durch den niedrigen Kamin hinab, daß Asche und Funken umherstoben.

„Gert,“ redete der Alte seinen Sohn an, „wenn Morgen der Wind etwas nachläßt, wollen wir doch versuchen, die schwere Steinplatte auf den Kamin zu brin-

gen, denn der unaufhörlich fallende Schnee, der uns jeden Abend das Feuer auslöscht, scheint so bald noch nicht nachlassen zu wollen.“

„Ach,“ fiel ihm die Matrone in die Rede, „es hat keine Gile; denn der letzte Nest der Buchensplitter ist auf dem Herde, und morgen werden wir kein Feuer zu schüren haben. Und doch ist es so fürchterlich kalt! Schon dreimal habe ich meine Stelle verändert, um mehr Wärme zu haben, aber der Rücken krümmt sich mir vor Kälte und die Finger sind mir über der Flamme so starr, als ob sie in einem Eisklumpen steckten.“

„Ja, es ist schrecklich kalt,“ sagte Gert, „und der Schnee liegt thurmhoch im Thale; weit und breit sind keine Wege mehr zu erkennen, und in den Wäldern stehen die Tischen bis an den halben Stamm im Schnee.“

„Ach,“ jammerte die Mutter, „so kannst du morgen nicht hinaus, deiner Arbeit nachzugehen, und doch haben wir kein Brod mehr im Hause.“

„Doch Mutter,“ antwortete Gert, „ich werde hinausgehen und arbeiten. Weißt du noch nicht, wie ich mir in dem Schnee voranhelfe?“

„Und wie denn, mein Kind?“

„Schon seit acht Tagen binde ich mir unter jeden Fuß ein Brett und rutsche damit weiter. Es geht ganz

prächtigt, und ich denke, bald werden Andere es mir nachthun.“

„Aber die Kälte!“ sprach der Alte. „Alle Tage hört man von Kindern und Erwachsenen, die stecken geblieben und jämmerlich erfroren sind. Ich trage diesen grauen Kopf jetzt neunzig Jahre, aber nie habe ich einen so fürchterlichen Winter erlebt. Geht es noch lange so fort, so wird das Land ausgestorben sein. Et; der Schnee einfiel, kam die Kälte so plötzlich und grimmig, daß die Aale aus dem Wasser krochen und unter die Heuhaufen schlüpften, wo sie gleichwohl erfroren, wie die Fische, die mit den Flossen todt an der Eisdecke hingen.“

Die Mutter schauderte nun nicht allein vor Kälte, sondern auch vor Entsetzen und sie sprach mit Entschiedenheit: „Nein, Gert, du gehst morgen nicht aus dem Hause; wenn wir doch sterben müssen, so kann's auch hier am Herde geschehen, wo wir alle beisammen sind. — Womit haben wir die harte Strafe verdient?“ jammerte sie dann, und ließ den Kopf auf die erstarrten Hände sinken.

Der Alte rückte näher zum Feuer und sprach: „Das will ich euch sagen. Nicht wir haben die Strafe verdient, sondern diejenigen, welche unsern Kaiser, Heinrich den Fünften, zum deutschen Könige gemacht haben. Thret-

wegen sucht Gott das Land mit Strafen heim, und dieselben werden nicht aufhören, bis Heinrich dem Throne entsagt oder zu seinen Vätern versammelt ist."

Der Alte sprach diese Worte in einem begeisterten, mit Ingrimm vermischten Tone und seine Augen leuchteten prophetisch.

Gert und seine Mutter sahen ihn überrascht an und brachten zu gleicher Zeit die Frage vor: „Was hat diese Plage mit unserm Kaiser zu thun?“

„Lauschet auf meine Worte,“ entgegnete der Vater, „so sollet ihr die Schande dieses Königes erfahren: Heinrich's Vater, dieses Namens der Vierte, war schon als Kind nicht ohne Fehler, und seine Erzieher hatten alles Mögliche gethan, dieselben zu nähren und zur üppi-gen Blüthe zu bringen. Als er zur Regierung kam, überwarf er sich wegen seines Troges und seiner unvernünftigen Halsstarrigkeit bald sowohl mit einem Theile seiner Unterthanen, als auch mit dem Papste und der ganzen Geistlichkeit; gleichsam mit Gewalt rief er die Zuchttruthe des Herrn über sich, und diese kam in schrecklicher Gestalt.

Der eigene Sohn, unser jetziger König, empörte sich wider ihn, und sammelte ein Heer, den alten Vater des Thrones mit Gewalt zu berauben.

Es ist wahr, der Vater hatte schwer gegen das Reich gesündigt, aber dem Sohne kam es nicht zu, diese Sünden zu strafen; ihm war es allein Pflicht, des vierten Gebotes zu achten.

Aber der ungerathene Sohn zog sein Heer in Mainz zusammen, wohin er gegen alles Recht einen Reichstag zusammengerufen hatte; dort stand es schlagfertig und die Versammlung unterstützte sein gottloses Vorhaben.

Bald verbreitete sich die Kunde, daß der Vater heranziehe, den bösen Sohn zu züchtigen.

Jetzt zeigte sich dessen Heimtücke und Charakter-Niedrigkeit in einer verdammungswürdigen List. Zu schwach, es mit dem Heere des Vaters aufzunehmen, zog er diesem mit wenigem Gefolge bis Koblenz entgegen, warf sich ihm, Neue heuchelnd, zu Füßen und gab unter Thränen und Schluchzen die heiligsten Versicherungen, daß ihn sein Beginnen gereue und seine Wünsche einzig auf des Vaters Wohlergehen ständen.

Der schwache Vater glaubte, verzieh ihm großmüthig und entließ sein ganzes Heer, bis auf einige Wenige, die sein nothwendiges Gefolge ausmachten.

Ich selbst stand damals als Speerträger unter Heinrichs IV. Fahne und hatte mich gefreut, den Söldnern des entarteten Sohnes am Zeuge flicken zu helfen.

Traurig verließ ich deshalb des Kaisers Fahne und mußte mit blutendem Herzen sehen, wie der eben erst wieder zu Gnaden aufgenommene Verräther und Vatermörder sofort hinauf nach Mainz eilte, dem Reichstage sein Bubenstück vortrug und seine fernere Pläne enthüllte.

Indeß der Vater gemüthlich und frohen Muthes den Rheinstrom hinauf zog und seinen Einzug in Bingen hielt, standen die Häfcher bereit, nahmen ihn in dieser Stadt gefangen und warfen ihn ins Gefängniß.

Nun schickte der junge Heinrich seine Abgesandten zu ihm, die ihn hart anführen und sprachen: „Gieb uns Krone, Ring und Purpur heraus, damit wir es Deinem Sohne überbringen!“ — Der erschrockene Kaiser machte Gegenvorstellungen und suchte ihre Herzen durch rührende Bitten zu erweichen; aber sie kannten kein Mitleiden, sondern zogen ihm mit Gewalt den Purpur aus, rissen ihm die Krone vom Haupte und brachten beides nach Mainz, wo sie es dem Sohne überreichten.

Der arme Vater rief aus: „Ich leide für die Sünden meiner Jugend, aber eure That ist durch meine Schuld nicht gerechtfertigt!“

Hier hielt der Erzähler einen Augenblick stille und fuhr sich mit der erstarrten Hand über die Augen, die

Thränen, welche an dem matten Feuer fast zu Eis gefroren, von denselben weg zu wischen. Endlich fuhr er fort:

„Wer weiß, was dem Kaiser geschehen wäre, hätte er nicht Mittel gefunden, aus seinem Gefängnisse zu entinnen und auf beschwerlicher Fahrt nach Lüttich zu kommen, wo ihm der Bischof in Liebe zugethan war.

Hier sammelte er ein neues Heer, um seinem Sohne entgegenzuziehen, aber der Tod befreite ihn dort im Jahre 1106 von seinen Kämpfen und Leiden.

Der Bischof gab ihm ein feierliches Begräbniß und ließ ihn in einer Kirche beisehen; aber auch im Tode sollte seine Buße noch nicht vollendet sein.

Weil er im Kirchenbanne gestorben, so mußte die Leiche wieder ausgegraben werden und durfte nicht in geweihter Erde liegen. Der Sarg wurde mitten in der Maas auf eine Insel gestellt, und von allen seinen Unterthanen war Niemand, der ein Gebet für ihn sprach. Ein einziger Mönch, ein Pilger, kam aus Jerusalem herbei, wachte bei dem Sarge, betete und sang Tag und Nacht für sein Seelenheil und verließ ihn niemals, bis die Leiche endlich nach Speier gebracht wurde.

Was mich betrifft, so war ich dem Kaiser getreu nach Lüttich gefolgt und abermals als Speerträger unter seine Fahne getreten, aber das Unglück wollte es, daß

ich mein Schwert nicht für ihn ziehen sollte, denn wiederum wurde das Heer entlassen, und ich schlich mich in dunkeln Nächten auf einem gebrechlichen Stahn an die Insel und stimmte, hinter Weidengebüschen verborgen, in das einsame Gebet des Pilgers ein.“

Hier hielt der Erzähler abermals inne und seufzte lang und tief in der Erinnerung an jene trostlose Vergangenheit.

Die Mutter sah ihn an und sprach: „Aber, wie kannst du Mitleiden haben mit einem Manne, der mit dem Fluche der Kirche beladen war?“

Etwas unwillig gab er zur Antwort: „Habe ich nicht sein Brod gegessen, und war er mir nicht ein guter Herr und Kaiser? Auch war er bei all seinen Schwächen und Untugenden besser, als Heinrich V., um deswillen der Herr jetzt sein Strafgericht über ihn und uns hereinbrechen läßt.“

„Der junge Heinrich,“ fuhr er fort, „war jetzt König, aber diejenigen, welche ihm zum Thron verholfen, hatten Ursache genug, es zu bereuen, denn seine Regierung zeichnete sich noch in einem höhern Grade durch Gewaltthätigkeiten aus, als die seines Vaters. Und schon seit einigen Jahren wird der Finger Gottes sichtbar, der hart auf der Erde liegt.“

Sehet ihr die Zeichen nicht, die am Himmel und auf Erden geschehen?"

Mutter und Sohn schauten ihn fragend an.

Er fuhr fort: „Schon seit mehreren Jahren herrschen unerhört starke und anhaltende Gewitter und verheeren die Erndte. Was übrig bleibt schlägt der Hagel zu Boden und reißen die Wasserfluthen hinweg, so daß die Noth von Jahr zu Jahr steigt und auch die Reichen für schweres Geld kein Brod haben können. Erzbischof Friedrich von Cöln suchte den Zorn Gottes zu besänftigen, indem er das Kloster Kamp da unten am Rheine gründete und dasselbe am letzten Januar 1122 mit Mönchen aus dem Kloster Morimond in Frankreich besetzte. Aber Gott wollte der Dpfer noch mehr:

Vor zwei Jahren, ihr wißt es Beide, es war am 13. Tage des April, fiel am Morgen nach der sternklaren Nacht, ein solcher Regen von Sternen auf die Erde, daß es nicht anders anzusehen war, als sollte auch nicht einer am Himmel verbleiben; und am 24. August desselben Jahres verlor die Sonne ihren Schein, daß es finster auf der Erde war und die Menschen Gott um Gnade und Barmherzigkeit anriefen, weil Jedermann glaubte, die Welt sollte vergehen.“

Gert hatte seine eigenen Gedanken und meinte, es sei nicht ausgemacht, daß dies Alles Strafen des Herrn seien.

Aber der Vater nahm ein drohendes Gesicht an und sprach weiter:

„Erhebe dich nicht über deinen Vater, wie es Heinrich gethan hat, sondern glaube mit kindlichem Herzen an die Wunder des Himmels, wie unsere Voreltern, die flüger waren, als du und ich. Ich aber sage dir, es werden der Zeichen und Wunder noch mehr geschehen, und nicht eher wird Gott versöhnt, bis die Reichsstände einen andern und bessern Kaiser wählen!“

Gert war ganz verdukt ob der Worte seines Vaters und wagte nicht, in dessen erzürntes Antlitz zu schauen.

Die Mutter aber wagte die Frage: „Und wen hältst du am würdigsten, die Krone Deutschlands zu tragen?“

Der Alte fuhr auf dem Schemel, auf welchem er saß, einigemal vorwärts und zurück, dann sagte er: „Seit ich den Speer nicht mehr trage, habe ich nur wenig Kunde von den Händeln der Welt, dennoch glaube ich Einen zu kennen, der der Krone des großen Karls gewiß nicht unwerth ist. Als vor fünf Jahren (1119) unser Graf Engelbert von dem Turnier zu Göttingen, welches Herzog Lothar von Sachsen veranstaltet hatte, zurückkehrte,

habe ich mit eigenen Ohren gehört, daß er diesen Herrn als einen weisen und tapfern Ritter erhob, der vor allen andern werth sei, Deutschlands Vater zu werden.

Ich selber kenne den Bothar nicht, doch spricht Graf Engelbert stets mit Bedacht und Ueberlegung und man kann seinen Worten glauben, wie denen eines Priesters.

Bothar aber steht in meiner Meinung auch deshalb so hoch, weil er eben jetzt den Heinrich bekriegt und seine Waffen am Rheine und in Westphalen siegreich sind. —“

Plötzlich hielt er inne und rief ängstlich: „Um Gottes Willen, was ist dir, Barbara?“

Gert sah zur Seite und gewahrte, daß die Mutter bewegungslos auf dem Holzkloße saß und nicht mehr zu athmen schien. Und so war es in der That; die Kälte, gegen welche das schwache Feuerchen vergeblich kämpfte, hatte sie erstarrt und sie war unfehlbar verloren, wenn nicht bald eine größere Wärme geschafft wurde. Der alte Klaas wollte ihr beispringen, aber auch er war steif und starr und nicht im Stande, sich von der Stelle zu bewegen.

Gert aber sprang in den anstoßenden Ziegenstall, um das wenige Stroh herbeizutragen, das dem Thiere nach häufiger Plünderung noch geblieben. Er tastete im Dunkeln umher und fühlte, daß die Ziege kalt und erstarrt, wahrscheinlich

totd am Boden lag; doch hatte er nicht Zeit, darüber zu trauern, sondern raffte schnell alles Stroh zusammen und eilte damit zurück, um es in das Feuer zu werfen.

Dieses flackerte hoch auf und beleuchtete der Mutter Gesicht, gab ihr aber das Leben nicht wieder. Da griff Gert in der Verzweiflung zur Art und zertrümmerte den Schemel, auf dem er eben gefessen.

Dadurch wurde die Flamme und die Hitze nachhaltiger, aber Barbara blieb noch immer unbeweglich, und als Gert sie rüttelte, sank sie vom Holzkloge auf den Herd nieder.

Auch dieser Holzkloge wurde unter Gert's Art zu kleinen Stücken und das Feuer loderte lustig und hoch empor.

Klaas kam nach und nach wieder zu Kräften; er hob seine Frau auf und näherte sie der Flamme, indes Gert alles zertrümmerte, was sich von Holz vorfand, die Stubenthüre nicht ausgenommen.

Endlich schlug Barbara auch die Augen auf und erwachte wie aus einem Traume.

Gert war außer sich vor Freude. Er lief in den Stall, holte das todte Thier herbei, zog ihm die Haut ab und weidete es mit Hülfe der Art und eines Messers aus.

Maas sah wohl, daß sie von der Kälte umgekommen, und wie sehr er in andern Augenblicken gegen den Genuß eines krepirten Thieres geeifert hätte, so machte er doch keine Einwendungen, denn er wußte, daß Barbara sterben würde, wenn sie keine Nahrung bekäme. Auch ihm und Gert that das Essen noth.

Gert steckte ein Stück des Fleisches an sein Messer, ließ es in der Flamme braten und bot es dann der Mutter an, die gierig darnach griff. Auch er und der Vater aßen; den Rest hing Gert in den Rauchfang, dann trug er die kraftlose Mutter in das Bett, deckte sie mit Allem zu, was wärmen konnte, und bat auch den Vater, sich zur Ruhe zu legen, er wollte indeß wachen und das Feuer schüren.

Die Alten schliefen und Gert ging vom Feuer ab und zu an ihr Lager, zu sehen, ob die Kälte sie nicht von Neuem erstarrte. Im Ziegenstalle fand sich noch ein wenig Heu und in den Ecken einiges Stroh, welches er herbeischleppte und damit vorsorglich die Schlafenden einhüllte, daß kaum noch Mund und Augen zum Vorschein kamen.

Der Wind hob sich wieder, pfiß um die Ecken der Hütte und stieß gegen die Thüre, daß er jeden Augenblick glaubte, das Hüttchen werde zusammenstürzen. Mit

Schrecken dachte er an Morgen, denn weder Brand noch Nahrung war in der Hütte und er konnte doch seine alten Eltern nicht vor Hunger umkommen lassen.

Endlich fiel ihm ein Mittel ein: Wußte er nicht, daß Graf Eberhard ein Vater der Armen war und den Nothleidenden, die sich an ihn wandten, gerne und bereitwillig beistand? Sein Entschluß stand fest; morgen in der Frühe wollte er hinüber zum Schlosse und den Grafen um Hülfe ansehn.

Als die Sonne endlich hervorkam, trat er an das Lager seiner Eltern und sprach: „Bleibt im Bette, bis ich zurückkomme, ich bringe sicher Hülfe!“

Draußen in der Küche band er sich unter jeden Fuß ein Brett und befestigte es mit Stricken, deren Enden er in den Händen hielt. Und nun fuhr er hinaus über den ungebahnten Schnee, dem Schlosse Berge zu; prächtig ging es auf der Holzbahn hinunter in's Thal, und er freute sich schon des Augenblicks, wo er reich beladen zurückkehren und seine Eltern mit den Gaben des Grafen erfreuen könnte.

In Gedanken überlegte er, wie er den steilen Schloßberg hinauf kommen sollte, als von Neuem der Sturm sich erhob und der Schnee in solchen Massen fiel, daß er die Luft verdunkelte und sich zu Hügeln aufthürmte. Bald

steckte Gert bis an den Gürtel fest, und durfte nicht daran denken, weiter vorzudringen, wenn er nicht seinem sichern Tode entgegengehen wollte.

Mit unsäglicher Mühe arbeitete er sich wieder empor und auf den Berg zurück. Nach langer und angestrenzter Arbeit sah er ein halb im Schnee begrabenes Gehöfte vor sich, worin Todtenstille herrschte. Er trat hinein und fand die Bewohner um ein mächtiges Feuer, in welches die Knechte beständig Splitter hineinwarfen, damit die Umstehenden nicht erfrieren.

Bewundert sahen ihn Alle an und der Hausherr sprach: „Gert, wie kannst du dich in der schrecklichen Kälte hinauswagen?“

Gert aber erzählte das Elend der Eltern und vergoß dabei zum erstenmale in seinem Leben Thränen.

Der Bauer kannte den braven Klaas und seine Barbara und war gleich bereit, aus seinem noch ziemlich reichen Borrathe mitzutheilen, so lange es vorhielt, oder bis die Wege wieder offen wären und Gert seiner Arbeit nachgehen könnte. Mit Brod und Früchten bepackt kehrte Gert heim, und ein Knecht, den seine Elternliebe rührte, schritt mit einer Tracht Splitter an seiner Seite.

Mühselig arbeiteten sie sich durch Schneehügel und Windwehen und gelangten nach langer Fahrt an der Hütte an, wo Hülfe Noth that. — —

Um den Verlauf der Geschichte nicht aufzuhalten, wollen wir den Jammer und die Noth der armen Familie nicht im Einzelnen schildern, nur möge man wissen, daß mit Gerts und des braven Bauern Hülfe das Leben den Winter hindurch kümmerlich fortgeschleppt wurde.

Der Frühling des Jahres 1125 erschien endlich und verwandelte die ungeheuren Eis- und Schneeberge in Wasser; alle Flüsse traten aus und überschwemmten das Land, daß es wie ein endloser See erschien, aus welchem die Hügel des bergischen Landes wie unzählige Inseln hervorragten.

Als das Wasser endlich zurücktrat, blieb die Witterung noch immer kalt und ungestüm, und der Boden hauchte pestilenzialische Dünste aus, so daß überall Krankheiten herrschten. Der Mangel an Nahrung oder naturwidrige Speisen, wie Brennesseln, Brod aus Eichein, Baumrinden und Sägemehl, verstärkten die Krankheit bis zu einer unglaublichen Höhe. Sie nahm einen pestartigen Character an, und es war kein Dorf und keine Stadt, wo nicht beständig die Todtenbahren zwischen den Kirchhöfen verkehrten. Die Chronisten jener Zeit sagen, der dritte Theil der Menschheit sei ausgestorben und an

vielen Orten habe man nicht Leute genug gehabt, um die Todten zu begraben.

Auch Klaas und Barbara wurden von der Seuche ergriffen. Als der alte Speerträger dem Tode nahe war, kam die Nachricht, daß Heinrich V. am 23. Mai zu Utrecht dem Tode erlegen sei. Da hob er sich noch einmal von seinem Pfühl empor und sprach zu Gert: „Gieb Acht! Jetzt wird die Seuche und alle Noth schwinden, und ich sterbe in Freuden, wenn Lothar Kaiser wird.“

Dann legte er sein müdes Haupt zurück und war verschieden. Barbara folgte ihm noch an demselben Abende.

Gert begrub sie mit aufrichtiger Betrübniß und verließ dann die Hütte, wo nichts mehr war, was ihn fesseln und zurückhalten konnte.

II.



Die Sonne neigte sich zum Untergange am westlichen Himmel und vergoldete scheidend die Zinnen des Schlosses Berge*), das seine Thürme auf einem schroffen Abhange erhob, dessen Fuß von dem Flüsschen Dhün bespült wurde. Bald lagen die umgränzenden Waldgebirge in tiefer Nacht, und nur das Wehen des Windes, der durch die hohen Baumkronen fuhr, und das Rauschen der Dhün, so wie hie und da das unheimliche Rufen eines Uhus, belebte die nächtliche Einsamkeit. Da erleuchteten sich auf dem Bergschlosse mehrere der hohen Fenster und sandten einen freundlichen Strahl in die Finsterniß des Thales hinab.

*) In unsern Tagen sind die letzten Reste jener stolzen Burg verschwunden, doch zeigen die Thalbewohner noch die Stelle, wo sie einst gestanden, nicht weit von dem schönen bergischen Dome zu Altenberg.

In der langen Halle, an deren Wänden Panzer, Helme und Schilder, so wie eine große Anzahl von Schwerdtern, Lanzen, Streitkolben, Bogen und Pfeilen in kriegerischer Anordnung neben- und übereinander hingen, brannte ein großes Feuer in einem riesigen Kamine und warf einen unheimlich rothen Widerschein auf alle diese Instrumente des blutigen Kriegeshandwerks. Vor dem Feuer in einem übermäßig hohen Lehnstuhle, der für die Ewigkeit gezimmert zu sein schien, saß eine kräftige, große Männergestalt, aus deren Augen Verstand und Muth leuchteten. Das edle Antlitz zeigte ganz jenen erhabenen Schnitt, der die Männer von hoher Geburt und tiefem Wissen vor den Menschen gewöhnlichen Schlages so vortheilhaft auszeichnet. Es war Graf Eberhard vom Berge, ein Freund seiner Unterthanen und der Schrecken seiner Feinde.

Auf seinen Knien lag ein großes aufgeschlagenes Buch mit künstlichen Buchstaben und Bildern, welche die Hand eines fleißigen Mönches mit rother und blauer Farbe hineingemalt hatte. Zu seinen Füßen aber saß ein lockiger Jüngling, der von Zeit zu Zeit die Eichen-splitter im Kamin zusammenschürte oder neue in die Flammen hineinlegte und dann wieder erwartungsvoll in das Antlitz des Grafen schaute; denn dieser erklärte

ihm die Schrift, die auf seinen Knien lag und sprach begeisterte Worte von dem Welterlöser und dem schönen Berufe eines Priesters. Der Jüngling hing mit funkelnden Augen an dem Munde seines Lehrers und unterbrach denselben zuweilen durch eine Frage, die sowohl von der Schärfe seines Verstandes als von der Reinheit seines Herzens ein schönes Zeugniß gab.

Wie freute sich Eberhard, daß sein junger Nefse Bruno den Samen des göttlichen Wortes so begierig in sich aufnahm; denn es war sein Lieblingsgedanke, denselben einst als eine Stütze und Säule der Kirche im geistlichen Ornat zu sehen; deßhalb hatte er ihn auch gerne um sich auf seiner Burg Berge, während sein Bruder Adolf mit dem ältern Sohne, der wie der Vater auch Adolf hieß, auf dem Schlosse Altena wohnte, und dort den kriegerischen Übungen jener blutreichen Zeit oblag oder auch wohl hier und dort den Bedrängten zu Hülfe eilte und mit gewaltigem Arme eine Fehde ausfocht oder als Richter das Recht sprach.

Beide Grafen beherrschten weite Landstriche umher und saßen über sie als Richter oder Schirmherren; das heutige Bergische und ein Theil von Westphalen war ihnen unterthan und ihr Arm war mächtig und weit gefürchtet; darum suchten auch Kaiser und Könige ihre

Freundschaft und hielten sie hoch in Ehren. Selten mag es zwei Brüder gegeben haben, die sich so liebten, wie Adolf und Eberhard. Sie kannten nicht den Streit über das Mein und Dein, der in jenen Zeiten so häufig das Schwerdt des Sohnes gegen den Vater erhob, in welchen das Blut keinen Werth hatte, wo die Faust allein Recht verlieh und der eiserne Panzerhandschuh mit Hohn in die Wage der Gerechtigkeit geworfen wurde. Sie theilten nicht einmal ihre Lande, als der Vater gestorben war, sondern herrschten unter dem Namen der Grafen von „Mark und Altena“ gemeinschaftlich über die gesegneten Landstriche. Dennoch waren sie verschiedener Sinnesart; denn indeß Adolf des Krieges pflegte, saß Eberhard auf seiner Burg Berge an der Dhün und las und forschte in den Schriften des Alterthums; sein Sinn war fromm und sein Geist erhob sich weit über die damalige Zeit, wo die Ritter weder lesen, noch schreiben konnten, sondern in roher Unwissenheit den Krieg und die Jagd als allein würdige Geschäfte für ihren Stand ansahen und ihre nothwendigen Briefe und Actenstücke von dem Burgkapellan fertigen ließen.

Doch muß man nicht glauben, daß Eberhard im Kriegshandwerke unerfahren oder gar feige und unritterlich gewesen sei; im Gegentheile war er weit und breit

als ein tapferer Kämpfe bekannt, der sein Schwert wohl führen und Untugend und Bosheit überall zu bestrafen wußte, aber die stillen Freuden des Geistes sagten ihm mehr zu, als Fehde und Blut.

Lange saßen der Graf und sein Neffe bei dem leuchtenden Feuer zusammen, mancher silberbeschlagene Foliant wurde aus dem großen geschnitzten Eichenschranke geholt und Worte erhabener Weisheit flossen von Eberhards Munde und träufelten wie himmlischer Thau in Bruno's Herz. Eberhard aber erkannte, daß der Geist seines Neffen reif sei für seine hohe Bestimmung und er sprach: „Küste dich morgen zeitig zur Reise nach dem ehrwürdigen Cöln, wo du dich in St. Gereon näher auf deinen geistlichen Beruf vorbereiten mußt. Längst habe ich deinetwegen mit dem Erzbischof gesprochen und der Probst von St. Gereon weiß um dein Kommen und hält eine Zelle für dich in Bereitschaft.“

Bruno stand von seinem Schemel auf, küßte die Hand des Oheims und entgegnete: „Der Tag sei gepriesen, an dem ich in jenes Kloster einziehe, um ein Priester des Herrn zu werden! Euch, lieber Oheim, habe ich dieses Glück zunächst zu verdanken, denn Ihr lehrtet mich eindringen in die Geheimnisse der Wissenschaft und machtet mich erkennen, daß meine Stelle nicht im Schlacht-

gewöhle und auf den Turnieren, sondern an den Betten der Sterbenden, in den Hütten der Armuth sei. Aber weiß mein Vater um unsern Plan und ist er mit meiner Abreise einverstanden?“

„Dein Vater,“ entgegnete der Graf, „weiß nicht allein darum, sondern er wünscht auch sehnlichst, daß du bald das Priestergewand tragest; denn deinem Bruder sollen die beiden Graffschaften verbleiben, indeß du trachten sollst, hohe Würden im geistlichen Stande zu erreichen, damit unser Haus mächtig und geachtet werde unter den Fürsten!“

Der Jüngling küßte nochmals die Hand seines Oheims und ging dann über den Schloßhof in den runden Thurm, wo sein Schlafgemach war. Aber kein Schlaf wollte noch in seine Augen, weil sein Gemüth zu sehr erregt war wegen der morgigen Abreise. Zwar hielten ihn die hohen Warten und Zinnen, die Thürme und die Gemächer nicht zurück, auch fesselte ihn kein Interesse an die weiten Besitzungen, die sich viele Meilen weit in das Bergische und Westphälische hineindehnten, und dennoch war es ihm, als sei der Boden, auf dem er stand, als sei das Thal und der umgebende Wald ein heimliches Nest, aus dem er, trotz seines Verlangens nach der geistlichen Würde, nicht ohne ein stilles Weh-

scheiden könne. Auf- und abgehend in dem hohen Thurm-
gemache vertiefte er sich mit ernstem Sinn in seine Zukunft
und die seltsamsten Bilder gaukelten vor seinen Sinnen.
Es kam ihm vor, als rausche ihm aus den Eichen des
Berges ein Gruß hoher Zukunft für ihn selbst und für
diese Stätte entgegen. Er öffnete das lange schmale
Fenster in der Mauernische und schaute in's Thal hinab,
über dem jetzt die Mondscheibe stand und den Bach
und die Wiesen mit einem silbernen Schimmer übergöß.
Magisch lag es da vor ihm und Baumspitzen, welche zu
seinem Fenster hinaufragten, neigten sich flüsternd im
Hauche des Nachtwindes. Eben jetzt blies der Thurm-
wart von der höchsten Spitze Mitternacht und Bruno
suchte das Lager auf.

Am andern Morgen wieherten und stampften im
Schloßhofs muthige Hengste; Knappen und Reiter hielten
sie straff am Zügel und sprachen sie liebkosend mit trau-
lichen Namen an. Bald kam Eberhard mit seinem Neffen
die Schloßstreppe herab und Alle bestiegen die Kofse.
Zunächst dem Fallgatter, das jetzt in die Höhe gezogen
wurde, waren Knechte in ledernen Wämsern, dann folg-
ten die Knappen in Eisen gekleidet, mit Schild, Schwerdt
und Streitkolben bewaffnet; hinter diesen die beiden
Grafen und zuletzt ein Troß von Reitern und Fußgän-

gern, alle wohlbewaffnet; denn in jener Zeit konnte man nicht von einer Burg zur andern reiten ohne einen Ueberfall oder einen Strauß gewärtigen zu müssen.

In diesem Augenblicke trat ein junger, kräftiger Bursche in den Burghof, der den Grafen zu sprechen wünschte.

Eberhard winkte ihm zu seinem Rosse. Gert — denn er war es — aus dessen Zügen noch die Trauer blickte, trat heran und sprach: „Edler Graf, meine Eltern Klaas und Barbara sind der Pestilenz erlegen; gestern habe ich sie begraben, und nun stehe ich mutterseelen allein in der Welt und komme, bei Ihnen Dienste zu nehmen, sei es mit der Mottaxt oder mit dem Schwerdte.“

„Verstehest du dich auf das Reiten?“ fragte der Graf.

Gert nickte bejahend und Engelbert befahl, daß noch ein Pferd vorgeführt werde, auf welches Gert sich mit einem kräftigen Satz hinausschwang, so daß die Ritter nicht umhin konnten, ihm ihren Beifall zu erkennen zu geben.

„Schließe dich einstweilen an,“ sprach der Graf, „das Weitere wird sich später finden.“

Jetzt setzte sich der Zug in Bewegung, das Fallgatter wurde niedergelassen und die Reiter setzten im Zickzack den steilen Berg hinab. Bald aber hatten sie

das Thal erreicht und folgten den Windungen der Thün, die bald sanft über das Grün hinrieselte, bald über schiefriges Felsgestein brauste, bis sie nach Odenthal gelangten, wo der Sage nach die heidnischen Boreltern ihrem Gotte Odin, dem Allmächtigen, einen Altar errichtet hatten.

Weiter ging der Zug bis zu der bergischen Stadt Mülheim, deren Thore sich weit öffneten, da der geliebte Landesherr einzog. Der Landrichter, der des Grafen Stelle als oberster Richter vertreten mußte, hatte, vorher von der Ankunft benachrichtigt, einen Imbiß bereiten lassen, und der Graf mit seinem ganzen Gefolge zog hinauf in die Wohnung des Voigtes, sich nach dem Ritze zu erfrischen.

Während dessen hatte sich eine große Menge Volkes vor dem Hause versammelt, und eine Masse von Bürgern und Freigelassenen schloß sich dem Zuge an, um dem Herrn das Geleite zu geben. An den Ufern des Rheins vorbei ging es auf Deutz zu, wo das Wappen mit der Rose wohlbekannt und geliebt war, weil die Grafen dort das Schirmherrnamt verwalteten. Die Bürger kamen herbei, den Landesherrn und seinen Neffen ehrerbietig zu grüßen und bildeten ein weites Spalier, durch welches die Reiter zum Rheine hinzogen.

Chemals hatte eine stolze Steinbrücke, die auf hohen Bogen und gewaltigen Pfeilern ruhte, die beiden Städte verbunden. Constantin der Große hatte sie drei Jahrhunderte nach Christus erbaut, um desto leichter in das Land der Barbaren einfallen zu können, aber schon vor zweihundert Jahren hatte sie der mächtige Erzbischof Bruno von Cöln abbrechen lassen, um den verheerenden Zügen der Ungarn hier Halt zu gebieten.

Eberhard zeigte seinem Neffen die Stellen, wo diesseits und jenseits die Brücke auf dem Lande geruht und dann über der Insel, die mitten im Rheine lag, weiter bis an das Thor der Stadt gegangen sei. Er schaute ihn zärtlich an und sprach mit leuchtenden Augen: „Jener Bruno war ein Sachse; möchtest auch du, der du denselben Namen trägst, dereinst in dieser Stadt den Bischofsstab tragen, und den bergischen Grafen und ihren Landen zum Ruhme gereichen, wie jener seinen sächsischen Brüdern.“ Bruno schwieg und sah zur Erde, denn er hielt sich so hoher Ehren nicht fähig und würdig.

Zu jener Zeit aber saß auf dem Erzbischöflichen Throne Friedrich I. der mit dem Grafen von Berg gute Nachbarschaft hielt und seine Trabanten an das kölnische

Ufer gesandt hatte, Eberhard und seinen Neffen abzuholen und in den bischöflichen Palast zu geleiten.

Die Bürger von Mülheim und Deutz verblieben am Ufer, indeß der Graf mit seinem Gefolge über den Strom setzte. Die Trabanten nahmen ihn unter den höchsten Ehrenbezeugungen in Empfang und geleiteten ihn durch die vollbelebten Straßen dem Palaste zu, wo Erzbischof Friedrich sie unter dem Portale empfing und ihnen den Segen spendete, den sie auf den Stein-
stufen knieend, mit dem versammelten Volke empfangen und dann in die prachtvollen Gemächer hinaufstiegen. Da oben aber schloß der Erzbischof den jungen Edeln in seine Arme und sprach: „Mein Sohn, du wirst deiner Ahnen werth werden. Eine Säule der Kirche wirst du dereinst glänzen und dein Name wird fernhin genannt werden.“

Sie mußten des Erzbischofes Tischgenossen sein und erst am Abende geleitete er sie hinüber zum Probst von St. Gereon. Noch einmal umarmte Eberhard seinen Neffen, dann schlossen sich die Klosterpforten hinter ihm und Eberhard kehrte mit seinen Mannen zurück in das feste Schloß Berge.

III.

Der Kaiser.



Die Grafen von Berge, die ersten Regenten unseres Landes, hatten längst als Schirmvögte über die Klöster zu Deuk, Gerresheim und Werden gefessen und dadurch den Bischöfen von Cöln nicht unerhebliche Dienste geleistet. Mit einer strebsamen Ausdauer, mit einer sprichwörtlichen Tapferkeit begabt, wurden sie überall geachtet und gefürchtet, und ihre Macht wuchs von Generation zu Generation. Um die Zeit, in der unsere Geschichte spielt, waren ihre Besitzungen schon so ausgedehnt, daß sie zu Altena ein neues Schloß bauen mußten, um ihre langgestreckten Länder an den wichtigen Endpunkten überwachen zu können. Adolf saß, wenn ihn nicht eine Fehde fern hielt, auf Altena, denn hier lebte noch das kriegerische Feuer der Sachsen in den

Abern der Märker, und es bedurfte eines starken Armes der sie niederhielt.

Das Land aber bildete noch kein abgerundetes Ganze, vielmehr lagen Grafschaften fremder Gebieter dazwischen. So war in der nächsten Nachbarschaft der Burg Berge Odenthal ein Freigut. Auch die Grafschaften und Herrschaften Elberfeld, Schwelm, Urbach, Heldorf, Hilden, Blankenberg u. a. m. gehörten nicht zu Berge, aber die Grafen wußten es im Laufe der Jahrhunderte dahin zu bringen, daß alle diese Güter an ihr Haus fielen, bis sie endlich ein abgerundetes Reich besaßen, in dessen Grenzen nur ihr Schwert das Recht sprach. Diese Vergrößerung ging um so rascher vor sich, als später eine Reihe von bergischen Grafen auf den Erzbischofsstuhl zu Cöln gelangten, wozu unser Bruno, der schon nach kurzer Zeit Probst zu St. Gereon wurde, wo wir ihn verließen, als die Thüre des Klosters sich hinter ihm schloß, den Anfang machte.

Eines Tages, es war im Jahre des Herrn 1125, blätterte Eberhard in seinen dicken Folianten, als der Thurmwart dreimal ins Horn stieß. Er stand von seinen Büchern auf und schaute in's Thal hinab. Da sah er zwei Reiter auf dem Wege dahersprengen; die Waffentrüstung des einen glänzte wie pures Gold im Strahle

der Sonne, Schild und Panzer des andern waren wie Silber anzuschauen, woraus auf einen Ritter und seinen Knappen zu schließen war. Jetzt konnte er ihre Wappen unterscheiden und an der bergischen Rose erkennen, daß es sein Bruder und dessen ältester Sohn Adolf war. Freudig eilte er an das Thor, die Geharnischten zu empfangen, und befahl beim Hinabsteigen dem Kellermeister, einen Imbiß aufzutragen.

In der Halle entledigten sich der Graf und sein Sohn der Helme und Harnische und legten die Schwerdter und Eisenhandschuhe auf den Tisch, um dem funkelnden Weine und den würzigen Speisen zuzusprechen. Nachdem dem Leibe Rechnung getragen war, erhob sich Graf Adolf in seiner ganzen Länge und stellte sich vor Eberhard hin: „Ich komme von Mainz,“ sprach er, „wo die Fürsten und das Volk auf St. Bartholomäi-Tag auf freiem Felde zwischen Mainz, Hochheim und Erbenhain L o t h a r v o n S a c h s e n zum deutschen Kaiser gewählt haben. Du weißt, daß er seine mächtigen Waffen bis an die Grenzen unseres Landes getragen, daß er in ganz Westphalen siegreich war und daß er aus den Fluthen des Rheines seine Rosse getränkt hat. Gewaltig ist sein Arm, vernichtend für den Feind, schützend und schirmend für den Freund. Bande der Freundschaft binden uns schon jetzt

an ihn, und nun erheischt es das Interesse, diese Bande fester zu schnüren, um unser Haus größer und mächtiger unter seinem Scepter zu erheben.“

Eberhard nickte mit dem Kopfe und fragte: „Wann soll die Krönung sein?“

„Schon rüsten sich die Fürsten zum Abzuge, denn am 13. September soll ihm zu Aachen die Krone auf's Haupt gesetzt werden. Erzbischof Friedrich von Cöln wird ihn salben und krönen. Unser Haus aber muß dort stattlich vertreten sein, darum wollen wir mit aller Pracht rüsten und eine große Zahl unserer Mannen zu dem Krönungszuge aufbieten. Auch der Probst von St. Gereon, mein geliebter Sohn, soll sich dort mit der Geistlichkeit einfinden, damit der Kaiser, der ihn schon von früher kennt und liebt, sein Auge auf ihn werfe.“

Eberhard nickte ihm Zustimmung und bald flogen die Boten durch das Land, die Vasallen zum Krönungszuge aufzubieten. In allen Gehöften, auf den Burgen und in den Klöstern wurde es lebendig und schon nach wenigen Tagen wimmelte das Dhinthal von Rittern und Knappen, von Freien und Hörigen, alle wohlgeschmückt und schwer bewaffnet zu der bevorstehenden Fahrt. Das Thal erdröhnte von dem Gerassel der Harnische und Schilde, von dem Auf- und Zuschieben der Helmvisire,

dem Schnauben und Stampfen der Kofse; die Lanzen überragten die Häupter der Ritter und die Streitärzte hingen am Sattelknopfe bereit.

Da öffnete sich das Burgthor und drei Reiter mit stattlichem Gefolge kamen den Berg herab und traten an die Spitze des Zuges. Ein Gemurmel des Beifalls erhob sich in den Reihen der Vasallen, als sie den geliebten Grafen Eberhard in der Eisentracht der Ritter sahen, und mit Stolz schauten sie auf Adolf den fecken Jüngling, der einst ihr Gebieter werden sollte.

Die Grafen gaben Verhaltensbefehle, dann setzte sich der Zug mit dem stattlichen Reiter Gert an der Spitze in Bewegung, und die Büsche erklangen von den fröhlichen Gesängen der Knappen und den Scherzen des nachfolgenden Trosses.

Bevor sie die Stadt Aachen erreichten, gewahrten sie einen unabsehbaren Zug von festlich geschmückten Rittern und Edeldamen, welche die nämliche Straße zogen. Adolph und Eberhard spornten ihre Hengste und ritten im gestreckten Galopp voraus, denn sie wußten, daß es der neue Kaiser war, und sie wollten ihn begrüßen, ehe er in seiner königlichen Würde glänzte.

Lothar sah sie kommen und gab seinen Begleitern den Befehl zum Anhalten. Eberhard, Adolph und sein

Sohn neigten sich vor Lothar und sprachen ihm ihre Glückwünsche in biedern Worten aus, denen der Kaiser ein wohlgeneigtes Ohr schenkte. Er sprach: „Solch tapfere Ritter, die es mit dem Reiche wohlmeinen, gehören an die Stufen des Thrones und in den Rath des Kaisers, damit er sich ihres Armes in der Schlacht, ihres Rathes in der Versammlung bedienen könne.“ Dem jungen Adolph schüttelte er die Hand und sagte: „Werde tapfer und edel, wie dein Vater und dein Oheim!“

Unterdeß kamen eine Menge Menschen aus Aachen, die dem neuen Kaiser das Geleite gaben. Mauern, Thore und Gräben besaß Aachen zu jener Zeit noch nicht, aber es war schon groß und volkreich und eine große Zahl von Neugierigen bedeckte und erfüllte die Straßen, durch welche der Zug kam. Nachdem Lothar in seiner Pfalz abgestiegen war, erhob sich ein lautes Freudengeschrei unter dem Volke, das sich durch alle Straßen der Stadt verbreitete; denn nach dem schlechten Regimente, welches Kaiser Heinrich V., der ungerathene Sohn geführt, wartete man nun auf das goldene Zeitalter, da auch Lothar zu des Kaisers Feinden gehört und ihn bis an dessen Ende bekämpft hatte, also vorauszusehen war, daß er sich von bessern Grundsätzen würde leiten lassen. Man hoffte, daß nicht allein die

endlosen Kriege aufhören würden, sondern auch, daß endlich die Zeit gekommen sei, wo man ein Auge auf die innern Zustände werfen und dem gemeinen Manne das Leben erleichtern werde. War es doch wahrlich keine Freude, in hartem Frohn und in Dienstbarkeit oder gar in gänzlicher Leibeigenschaft zu leben; in den Händen des Dienstherrn, Grafen und Richters gleichsam nur ein Stück Waare zu sein, über dessen Leben und Besitz man nach Gefallen verfügte. Und selbst die Freien waren in jener Zeit unfrei und dienstbar, wenn sie sich nicht mit einer gewaltigen Macht umgeben und der Gewalt noch größere Gewalt entgegensetzen konnten; deßhalb war es keine Seltenheit, daß sie sich unfrei machten, indem sie in die Pfalzen der Kaiser zogen und für deren Schutz einen Theil ihrer Selbstständigkeit zum Opfer brachten.

Alle Herbergen der Stadt waren erfüllt mit Rittern, Knappen und Reifigen und in allen Ställen wieherten die kräftigen Streit- und Turnier-Rosse. Bis spät in die Nacht hinein waren die Knechte der Bürger beschäftigt, Kränze und Guirlanden, Inschriften und Kaiserwappen an den Häusern aufzuhängen. In allen Wohnungen wurde gefegt und gesäubert, und noch lange nach Mitternacht standen die Bürger auf den Straßen zusammen,

unterhielten sich über die morgige Feier und die Hoffnungen, die sie an den neuen Kaiser knüpften.

Am andern Morgen in der Frühe läuteten alle Glocken der Stadt und eine ungeheure Prozession entwickelte sich und setzte sich nach der Kaiserlichen Schloßkapelle in Bewegung. Der Zug wurde von zwei Erzbischöfen, acht Bischöfen, vielen Aebten, Rittern und Hofministern verherlicht. In der Schloßkapelle trat Erzbischof Friedrich von Cöln im geistlichen Ornat mit Stab und Inful dem prächtig geschmückten Kaiser entgegen und führte ihn zu dem Altare, auf welchem die königlichen Insignien lagen, das Schwerdt mit dem Gürtel, das Mantelkleid mit den langen Aermeln, das Scepter mit der Taube und die Krone.

Indeß die Menge auf den Knien lag und zum Herrn flehte oder sich auf die Bänke und Betstühle stellte, um die feierliche Handlung desto besser sehen zu können, legte der Erzbischof dem Kaiser ein Stück nach dem andern unter den üblichen Reden und Gebeten an, bis er die Krone auf dem Haupte und das Scepter in den Händen trug.

Ein lang anhaltendes Jauchzen und Frohlocken der Geistlichkeit und der Ritter erfüllte die Kapelle, welches

von dem draußen harrenden Volke noch lauter und anhaltender wiederholt wurde.

Jetzt celebrierte der Erzbischof die Messe, wobei ihm Bruno, der Probst von St. Gereon, des Grafen Adolph Sohn, ministrirte.

Nach der Messe wurde ein großes Bankett gehalten, zu welchem alle Edelen und Geistlichen geladen waren. Eberhard und Adolph, so wie Graf Arnold von Cleve, die auf dem herrlichen Turnier, welches Lothar im Jahre 1119 zu Göttingen veranstaltet hatte, seine Tisch-Nachbarn gewesen waren, mußten auch jetzt in seiner Nähe sitzen und er richtete manche Frage an den Probst Bruno, die alle mit Freimüthigkeit und mit so hoher Weisheit beantwortet wurden, daß Lothar von Stunde an eine noch tiefere Zuneigung zu ihm faßte, wie sie denn auch bis an ihren Tod eng befreundet blieben. „Ihr müßt in meinem Rathe sitzen,“ sprach er, „und mir die Händel der Welt schlichten helfen.“ Bruno verneigte sich gegen den Kaiser und schwieg; aber sein Oheim Eberhard, der immer große Hoffnungen auf ihn gebaut, mußte sich in den hohen Lehnstuhl zurücklehnen, denn die plötzliche Freude machte ihn fast schwindeln; und er hörte die Lobsprüche des Kaisers nicht mehr, die dieser über den Lehrer des Probstes Bruno zusammenhäufte.

Gegen das Ende der Mahlzeit erhob sich Bruno, beugte ein Knie vor dem Kaiser und sprach freimüthig: „Da der Kaiser einen Blick der Gnade auf mich geworfen, so ist es Pflicht von mir, diese Gnade zu verdienen, indem ich die Augen des Herrschers auf einen tapfern Ritter hinlenke, der, von Heinrich IV. seines Landes beraubt und vom verstorbenen Kaiser nicht wieder in seine Rechte eingesetzt, alle Hoffnung auf den Neugekrönten setzt.“

Bei diesen Worten erhob sich Gerhard von Jülich von seinem Sitze und sah den Kaiser bittend an. Lothar streckte seine Hand aus und sprach freundlich: „Ich will, daß heute in allen meinen Landen Freude und Frohlocken sei, und darum werde ich Euch, Graf Gerhard, in alle Eure Besitzungen mit der Kraft des Schwertes wieder einsetzen.“ „Es lebe der Kaiser! rief Gerhard. „Es lebe der Kaiser!“ riefen auch alle Ritter und Edeln, und die gewaltigen Humpen mit dem funkelnden Rheinweine kreisten von Mund zu Mund.

Nachdem die Festlichkeiten zu Aachen ihr Ende erreicht hatten, zog Lothar hinweg und Adolph mit seinem Sohne befand sich in seinem Gefolge. Eberhard aber kehrte mit seinen Rittern und Reifigen zurück in sein Schloß Berge und lag den Studien ob.

IV.

Die Schlacht.



Im folgenden Jahre (1126), da Eberhard auf seinem Schloß Berge über den dicken Folianten brütete, wurde ein Bote von seinem Bruder Adolph angekündigt, der eben jetzt mit dem Grafen Wallram von Limburg gegen Gottfried, Herzog von Brabant und Niederlothringen zu Felde lag.

Der Bote überreichte dem Grafen den mit der bergischen Rose versiegelten Brief.

Eberhard erbrach ihn und fand folgende Aufschrift:
Geliebter Bruder!

Du weißt, daß der Kaiser Gozzelo den Buchlichen, wie der Herzog Gottfried genannt wird, seiner Würde entsetzt und das Land seinem Freunde, dem Grafen Wallram von Limburg,

der auch unser gemeinsamer Freund ist, zum Geschenke gemacht hat.

Gozzelo hat ein ansehnliches Heer gesammelt, welches dem des Grafen weit überlegen ist, obschon ich mit allen meinen Mannen zu ihm gestossen bin.

Einige Zeit können wir dem Herzoge noch die Spitze bieten, doch würden auf die Dauer unsre vereinten Kräfte nicht gegen ihn ausreichen, darum schauen wir nach Hülfe um. Und diese Hülfe muß von den Freunden Wallrams und des Kaisers kommen. Wer aber stände beiden näher, als du und ich. Wir also müssen unsre Schwerdter für ihn aus der Scheide ziehen, und dieses um so mehr, da der Kaiser meinen Sohn Bruno, den Probst, in seinen Rath berufen und ihn mit Ehrenbezeugungen und Geschenken überhäuft, ja ihn seiner innigsten Freundschaft gewürdigt hat.

Versammle also, sobald du dieses Schreiben erhältst, Deine eisenstarken Bergischen und ziehe uns in schleunigen Märschen zu Hülfe.

Dein Bruder

Adolph.

Als Eberhard den Brief gelesen, leuchtete ein kriegerisches Feuer aus seinen Augen. Er warf den aufgeschlagenen Folianten bei Seite und überflog mit einem raschen Blicke die Waffen und Panzer, welche ringsum an den Wänden hingen. Dann stieg er hinab in den Burghof und ließ den Thurmwart dreimal in's Horn stoßen, daß es von den alten Mauern wiederhallte.

Aus den Gemächern und Ställen stürzten Knapen und Knechte herbei und versammelten sich um den Gebieter, dessen Befehle zu empfangen.

Eberhard erhob seine Stimme und sprach laut und vernehmlich: „Die Zeit der trägen Ruhe ist vorüber, die Stunde des Kampfes hat geschlagen. Wir müssen uns in Eisen kleiden, um den Herzog von Brabant in seinem eigenen Lande zu schlagen und zu bestegen. Auf, werft euch auf die besten Renner und traget diese Botschaft hinaus an alle Grafen und Ritter, die meinem Scepter unterworfen sind. Saget ihnen, daß sie ihre Mannen aufbieten und sich heute über acht Tage in der Frühe da unten im Thale versammeln. Du, Gert, reitest indes nach Altena und bringst meiner Schwägerin meinen Ring, daß sie die Lande regiere, bis ihr Gemahl und ich siegreich aus dem Kampfe zurück sind!“

Als diese Worte geendet waren, stießen die Knapen und Knechte einen Freudenschrei aus: Krieg! Krieg! Gott segne unsern Grafen und verleihe ihm den Sieg! Krieg! Krieg!

Eberhard bestimmte den Boten die Burgen, wo sie seinen Befehl verkündigen sollten; dann kamen die Rosse aus den Ställen, die Reiter schwangen sich hinauf und sprengten in freudiger Hast den Schloßberg hinunter.

Die Hufe klapperten auf dem felsigen Grunde, und bald sah man im Thale und an den Abhängen die Reiter mit entblößten Schwerdtern dahinfliegen wie die Windsbraut.

Blickschnell hatte sich überall die Kunde verbreitet, daß Eberhard rüste, und deßhalb herrschte nicht geringe Freude unter den bergischen Rittern und Kaufhelden. In allen Schlössern und Burgen wurden die Waffenhallen aufgeschlossen, Schwerdter geprüft, Harnische probirt und Schilde zurecht gestellt.

Die Waffen- und Küras-Schmiede arbeiteten Tag und Nacht und wo eines Schmiedes Werkstätte war, da hörte das Gehämmer nicht auf. Schuppen und Ketten wurden ausgebeffert, hier eine Schiene in den Harnisch, dort ein Bügel in den Helm eingefügt.

Manches Schwerdt war stumpf von vieler Blutarbeit oder verrostet von langer Muße in der Rüstkammer, alle wurden blank und scharf geschliffen. Es war ein Leben in Dörfern, auf Burgen und in Städten, wie lange nicht.

Da gab es viele nasse Augen, denn die Burgfräulein, die Frauen und Mütter konnten sich nicht trösten über den entseßlich entfernten Krieg in Lothringen und hätten lieber gesehen, daß es daheim drunter und drüber gegangen wäre, um nur die Väter und Brüder unter den Augen zu behalten.

Aber die tapfern Degen machten wenig Federlesens, schliffen vor wie nach ihre Schwerdter und sagten: „Nach Jerusalem zu den Türken ist noch viel weiter, und wer weiß, ob uns der Kaiser nicht bald zu einem Kreuzzuge ruft.“

Am frühen Morgen des achten Tages zogen auf allen Wegen Ritter mit ihren Fähnlein durch Berg und Thal dem Schlosse Berge zu, und auf den Altanen der hohen Burgthürme standen die Edeldamen und winkten mit den naßgeweineten Taschentüchern den Scheidenden nach.

Im Thale zu Altenberg aber, am Fuße der Burg Berge, versammelten sich alle die Fähnlein und warteten ihres Grafen, der sie in dem Kriege anführen sollte.

Vom Söller des Schlosses herab sah dieser auf die kriegerischen Haufen, dessen Pferde, vollständig gewaffnet, in den Wiesen hielten oder den Boden mit den kräftigen Hufen stampften und kampfesmuthig wieherten und sich bäumten.

Sein Herz schwoll vor Freude, als er diese auserlesene Schaar sah, und mit froher Seele und freudigem Kriegermuthen gedachte er des Sieges, den er damit zu erringen hoffte. Rasch stieg er vom Söller herab und trat in den Burghof, wo sein Hengst schon im Sande scharrete, wie wenn es ihm zu lange währte, bis er das Schwirren der Pfeile, das Zischen der Schwerter vernähme.

Er schwang sich hinauf, Gert reichte ihm Schwert und Lanze und hinab fauste er den steilen Burgpfad, daß Gert, der doch auch kein schlechter Reiter war, ihm kaum zu folgen vermochte.

Sobald die Krieger ihn erblickten, stießen die Spielleute in's Horn, ihn kriegerisch zu begrüßen. Jeder Ritter sammelte sein Fähnlein und auf Eberhards Wink sprengte der Zug hinweg, daß der aufgewühlte Rasen in die Höhe flog und die Schwerdter in den Scheiden rasselten.

Hinab gings in freudiger Hoffnung und schnellen Tagesmärschen nach Lothringen, wo Eberhard sich mit seinem Bruder Adolph vereinigte.

Adolph führte seinen Bruder auf die Höhe, zeigte ihm die Menge der Feinde, die sich in unübersehbaren Reihen im Thale gelagert hatten und gegen welche die Simburger und Bergischen nur ein kleines Häuflein ausmachten. „Was soll ihre Menge,“ sprach er. „Nun du da bist, mögen sie ihre Reihen verdoppeln, dennoch wird der Sieg unser sein, denn kein Eisen ist für die bergischen Knochen stark genug!“

Auch der junge Adolph, der in diesem Kriege seine Sporen verdienen wollte, kam herbei und schüttelte dem Oheim die Hand. „Es ist dein erster ordentlicher Reiterdienst“ sprach dieser; „mache, daß er andern zum Vorbild diene.“ Adolph erglühete vor Kampfbegier und entgegnete: „Nach der Schlacht sollst du mich richten!“

Bei Thaldorf, an der Grenze der Champagne, sollte es zur Schlacht kommen. Es war ein enges, tiefes und feuchtes Thal, von hohen Forsten umgeben, aus denen sich mehrere Bäche ergossen.

Noch lag die Nacht auf der Erde, aber man hörte durch das Dunkel, wie im Lager des Herzogs von

Lothringen eine Bewegung entstand und Fußvolk und Reiterei sich im Thale aufstellten.

Raum hatten die ausgestellten Vorposten des Grafen von Limburg diese Bewegung bemerkt, als sie die Meldung davon ins Lager brachten.

So geräuschlos, als es die Panzerkleider der Ritter und Masse zuließen, stellten sich auch die Limburger und Märker in Schlachtordnung. Eberhard aber lag mit seinen Mannen noch in einiger Entfernung an den Mauern des Klosters Morimond. Eben ertönte das Glöckchen, welches die Mönche zum Gebet rief. Eberhard trat in das Kloster hinein, warf sich vor den Stufen des Altares nieder und flehte um den Sieg; dann trat er hinaus und die aufgehende Morgen-sonne spiegelte sich in seinem blanken, goldverzierten Harnische und dem kostbaren Helmschmucke.*)

*) Das Kloster Morimond, aus welchem er eben getreten war, und dessen Umgebung zum Schauplaze eines grim-migen Kampfes werden sollte, war erst im Jahre 1115 von Citeaux aus gegründet worden, hatte sich aber unter dem deutschen Abte Arnold sehr rasch emporgeschwungen und bereits mehrere Töchterklöster, worunter auch Kloster Kamp am Niederrhein errichtet. Zu dieser raschen Blüthe mochte auch seine geographische Lage viel beitragen, denn wie der französische Professor Abbé Dubois versichert, lag

An den Sporen und den Panzerkleidern konnte man da gut erkennen, welche von den Reitern Knappen und welche Ritter waren; denn die Sporen der letztern und die Verzierungen an Helm und Rüstung waren von Gold, während die erstern, dem Brauche und den Rittersakungen gemäß, nur Silber trugen.

In der eisernen Reihe der Ritter glänzten die besten des bergischen Landes. Da waren die Hohenlimburg, die Limburg-Stirum, die Hardenberg, Elberfeld, Witten, Spiegel zum Desenberg, Falkenstein, Remmenberg, Bergheim, Hohlfels, Ruck, Angerode, die Kesselrode, von der Horst, Hall, Winkelhausen, Schinker, Röde, Steil und wie die Edeln alle heißen mochten — im Ganzen an die Dreihundert.

Hinter ihnen kamen die Fußleute, aus Freien, Hörigen und Freigelassenen zusammengesetzt; die erste

es auf der äußersten Grenze der drei Bisthümer Toul, Besançon und Langres, zwischen dem Herzogthum Lothringen, den Grafschaften Champagne und Burgund. Selbst die Gebäulichkeiten sollen auf dem Grunde verschiedener Bezirke gestanden haben, denn die Mönche speisten in Lothringen und schliefen in der Champagne. Der heilige Bernhard, dieser wunderbare Gottesmann, der von Cîteaux aus Clairvaux gründete, ist vielfach mit der Geschichte dieses Klosters verflochten.

Abtheilung bestand aus kernfesten Bogenschützen, denn Pulver kannte man noch nicht. Ihre nervigten Arme und breiten Fäuste verriethen zur Genüge, daß ihnen das Spannen des schweren Bogens ein Kinderspiel war, und an ihren scharfen blauen Augen konnte man wohl abnehmen, daß sie ihr Ziel zu treffen wußten.

In einem noch größern Haufen waren die Armbrustschützen vorhanden. Ihre Waffe bestand aus einem 3 Fuß langen hölzernen Schafte, der nach dem obern Ende dick und gekrümmt zulief. An dem dicken Ende befand sich der Stahlbogen, 2 Fuß lang und 4 Daumen breit. Die doppelte Sehne bestand aus umwundenen Darmseiden, wovon Jeder noch eine zweite in Reserve bei sich trug. Obschon alle mit einem Windwerk versehen waren, um den schweren Bogen zu spannen, so gab es doch auch genug Arme darunter, die dieses mit der Kraft ihrer Fäuste vermochten. Diese Kotte verschmähte den leichten, befiederten Pfeil und gebrauchte den Eisenbolzen, womit man Panzer und Helm durchbohren konnte.

Sie trugen ein Panzerhemd aus Drahtgewebe, welches zugleich das Bein bedeckte; den Kopf schützte eine plattliegende Blechkappe.

Zuletzt kam eine handfeste Schaar mit Mordkeulen, Stechflegeln, Morgensternen und Wurfhämmern. Diesen voraus schritt Gert, eine schwere Mordkeule in der Hand, die über und über mit scharfen Messerkanten, Spitzen und Haken besetzt war, so daß der bloße Anblick schon ein Grausen einjagte.

Eberhard ritt Allen voraus, die stärksten Ritter um eine Kopflänge überragend.

Als sie auf dem Kampfplatze ankamen, hatte der eiserne Tanz bereits begonnen und mancher wackre Kämpfer lag schon in seinem Blute am Boden.

Limburg stand auf dem rechten Flügel und machte mit den langen Lanzen blutige Arbeit, indeß auf dem linken ein Theil der Hülfsvölker seine Speere in die Lothringischen Reihen bohrte. Im Centrum warf Adolph mit seinen Märkern einen gewaltigen Stoß des Feindes zurück. Der junge Adolph hielt neben seinem Vater, als ein französischer Ritter auf den Grafen zusprengte; Adolph legte die Lanze ein, gab seinem Pferde die Sporen und wandte den Stoß ab, indem er ihn auf seine eigne Brust lenkte. Die Lanzen trafen beiderseitig auf die Harnische und hielten mit den eisernen Spitzen fest, sie bogon sich unter dem Drucke der Ritter, aber keiner wankte im Sattel. Da ließen beide die

Kofse rückwärts gehen und nahmen einen Anlauf, daß die Panzer erdröhnten und die Splitter der Schäfte in die Luft flogen. Neue Lanzen reichten ihnen die Waffenträger und abermals begann der Kampf. Adolph, als der jüngere, wankte im Sattel und war nahe daran, von seinem Kofse zu stürzen, um von der schweren Rüstung zerdrückt zu werden, aber blickschnell raffte er sich zusammen und fuhr mit solcher Gewalt auf seinen Gegner, daß dieser rücklings niederfiel.

Da setzte Adolphs Vater seinem Hengste die Sporen ein und sprengte in die entstandene Lücke, ihm nach seine Mannen und nun entstand ein blutiges Gewürge, in dem die Lothringer die Flucht ergriffen und haufenweise erschlagen wurden.

Gozzelo brachte endlich unter den gräßlichsten Verwünschungen seine Ritter zum Stehen und bildete eine neue Eisenreihe.

In der Hitze des Verfolgens waren die Märfischen in Unordnung gerathen und wurden von ihren Feinden mit Ungestüm angegriffen, ehe sie eine Schlachtreihe bilden konnten. Da spalteten die Lothringischen Schwerdter manchen märfischen Helm und zugleich das Haupt.

Das sah Eberhard und er winkte zum Vorrücken. Mit dem weithinschallenden Rufe: „Berge rohm-

rike!" sprengten die Ritter vorwärts, von dem ergrimnten Fußvolke gefolgt.

Sie bildeten eine Gasse und ließen die ermüdeten Märker durch, um mit ungeschwächter Kraft den Strauß auszufechten. Die Armbrustschützen stellten sich gegen des Feindes Flanken und schleuderten ihre schweren Eisenbolzen, daß sie hageldicht auf die Panzer rasselten und Helme und Harnische durchbohrten. Haufenweise stürzten die Lothringer von ihren Säulen und blieben bewegungslos unter den Pferden liegen, weil sie zu sehr in ihre Harnische eingeklemmt waren, um sich in dem schrecklichen Gewühle erheben zu können. Die bergischen Pfeile durchschwirrten mit einem todtbringenden Pfeifen die Luft und suchten ihren Weg durch die Fugen der Kürasse und die Bügel der Helme.

Gert mit seiner gewaltigen Mordkeule war überall um seinen Herrn, den tapfern Eberhard, und wo seine Keule niederfiel, da horst das Eisen auseinander, da strömte das Blut zwischen den Fugen hindurch, da sanken die Streiter von ihren Rossen. „Berge rohmeye!“ war sein ewiges Feldgeschrei, und dabei wirbelte er die Keule nach rechts und links, daß die Pferde scheu wurden und die Reiter vor Entsetzen auf die Seite bogen.

Hin und her wüthete der Kampf, bald auf Brabantz, bald auf Lothringens Seite sich neigend, bis die Arme ermüdeten und mit stillschweigender Uebereinkunft ein Waffenstillstand geschlossen wurde.

Man benutzte auf beiden Seiten die Zeit, die Todten und Verwundeten hinter die Schlachtordnung zu bringen und in kurzer Rast neue Stärke zur Fortsetzung des Kampfes zu sammeln.

Gert warf seine Keule bei Seite und eilte hinweg; bald kehrte er zurück, ein Faß auf den Schultern und einen goldenen Becher in der Hand. „Männer von Berge,“ rief er von Weitem, „dieses Labfal habe ich bei den Vätern zu Morimond geholt. Ein frischer Trunk Wein wird uns den Sieg verschaffen.“

Ehrrerbietig trat er dann zu Eberhard, schlug den Kraken ein, und überreichte seinem Herrn den gefüllten Becher. Eberhard schlürfte ihn bis auf den letzten Tropfen hinab und gab ihn dem Knechte zu neuer Füllung. Alle tranken sich in langen Zügen neue Kraft und verdoppelten Muth; aber kaum waren sie damit fertig, so stürmten die Lothringer von Neuem an, mit wüthenden Stößen Tod und Verderben bringend.

Gert suchte nach seiner Mordkeule; sie war nicht da, und doch mußte er sich seiner Haut wehren, denn

ein Knappe, an dessen Seite er vorhin einen stattlichen Ritter zu Boden geschlagen hatte, schien ihm durchaus das Lebenslicht ausblasen zu wollen. In dieser Noth fiel sein Blick auf das leere Faß und brachte ihn auf den Gedanken, daß es gut als Schild dienen könne; darum ergriff er es und suchte die Hiebe zu pariren, aber es ließ sich schlecht handhaben und verdeckte ihm die Aussicht, weshalb er auf dem Boden umherschaute, irgend eine weggeworfene Waffe zu entdecken. Da er nichts finden konnte, was gut zum Schlagen war, so trat er dem Faß mit einem Fußtritte den Boden ein und schwang es in die Luft gegen den Knappen, und zwar mit einer solchen Geschicklichkeit, daß es sich richtig um dessen Kopf stülpte, ihn ganz einhüllte und den Schlägen Gerts Preis gab, der in diesem Augenblicke seine Keule wiedergefunden hatte. Der zugestülpte Knappe gab den Bergischen so große Veranlassung zum Lachen, daß sie ihres Vortheiles vergaßen und den seltsamen Helmträger anschauten, dem Gert den Garaus machte, und der unter einem allgemeinen Lachgebrülle zu Boden stürzte.

Gert ergriff von Neuem das Faß und schleuderte es mit einer solchen Wucht über die Reihen der Gepanzerten, daß es im Fluge mehrere Ritter zu Boden

schmetterte und in den geschlossenen Reihen die Pferde zum Stolpern brachte.

Dhne den glücklichen Wurf, der unter den Anstürmenden große Unordnung hervorrief, möchte es den Bergischen schlecht ergangen sein; jetzt aber wurden sie aufmerksam und legten die Speere ein. Der Stoß war von beiden Seiten so gewaltig, daß Freunde und Feinde wankten, dann aber wieder wie eine Mauer standen. Vergebens suchten sie eine Gasse zu brechen. Zurück ging es zum neuen Angriff und Eberhard hob mit seiner deutschen Faust einen Lothringischen Riesen aus dem Sattel. Die Ritter rückten zusammen, um die Lücke auszufüllen, aber Eberhard saß bereits in der Spalte, warf die Lanze weg und faßte mit beiden Händen sein breites deutsches Schwerdt. Ha, wie das durch die Helme fuhr und Köpfe und Arme wegrasirte! Der junge Adolph wollte bei der ruhmreichen Arbeit seinen Oheim nicht allein lassen, sondern drängte sich ihm nach und theilte nach rechts und links mit seinem Hammer Schläge aus, daß tiefe Beulen in die Panzer kamen und die Darinsteckenden wie in einem Schraubstock zusammengepreßt wurden.

„Berge rohmexike!“ schrie unaufhörlich eine einzelne Stimme und jedem Rufe folgte ein Schlag, der

das Gerassel der Schwerdter übertönte. Dieses Rufen und die Schläge kamen von Gert, der sich unter den Bäumen der Pferde durchwand, plötzlich auftauchte und seine mörderische Waffe handhabte.

Bald befanden sich die drei Bergischen mitten in dem feindlichen Haufen und wurden von allen Seiten bestürmt; aber die beiden Schwerdter und die Mordkeule fuhren so blitzschnell im Kreise herum, daß Niemand sich nahen konnte, vielmehr mit jedem Schlage ein Angreifer zu Boden sank. Doch eben dieses war ihr Verderben, denn bald umgab sie der Hügel der Erschlagenen so dicht, daß sie keinen Raum zur Bewegung fanden und ihre Waffen nicht frei handhaben konnten.

Da ward die Bedrängniß groß; die Pfeile schwirrten wie ein Regen um Eberhards Haupt und die Lanzen drangen in solcher Anzahl auf ihn ein, daß es von Weitem aussah, wie ein Feld von übergebeugten Aehren.

Adolph der Vater, gewährte seines Bruders Noth und mit dem donnernden Feldgeschrei: „Berge r o h m e r i k e!“ stürmte er mit seinen Rittern daher, daß der Boden unter den Hufen der Pferde erzitterte und daß sie Alles über den Haufen warfen, was auf ihrem Wege lag.

Bald hatten sie die Tapfern erreicht und schlugen ihre Schwerdter auf den Panzern stumpf. Da hielt der Tod eine reiche Erndte von Lothringischen Rittersn. Aber Eberhard hatte den Zorn des Feindes im höchsten Maaße auf sich gezogen und sie umlagerten ihn beständig in hellen Haufen. Fast war sein Arm von der andauernden Blutarbeit erlahmt, als ein Ritter mit erhobener Streitaxt auf ihn eindrang und sie mit einem weithinschallenden Gebrülle auf seinen Helm fallen ließ. Eberhard parirte den Streich, aber der mächtige Schlag warf ihm das Schwerdt aus der Hand.

Gert drang mit seiner Mordkeule auf den Ritter ein, wurde indeß rücklings zu Boden geworfen, und ehe Eberhard seine Streitaxt vom Sattelknopfe lösen konnte, fiel ein zweiter Schlag, der ihn niederschmetterte. Sein Kopf wurde tödtlich am Kopfe getroffen und sank mit der schweren Rüstung auf den besinnungslosen Herrn.

Gert hatte sich unterdeß wieder erhoben und sah den geliebten Grafen wie todt am Boden liegen; da stieg ein fürchterlicher Grimm in seinem Herzen auf und er würgte die Worte hervor: „Hier will ich sterben oder den Tod meines Herrn rächen, so wahr Gott im Himmel lebt!“

Zunächst faßte er den Ritter in's Auge, der triumphirend auf den Gefallenen herniederschaute. „Du mußt sterben!“ schrie er, „denn du hast meinen Herrn erschlagen!“ Mit diesen Worten griff er dem Pferde in die Zügel und warf das schwere Thier wie einen Ball herum. Der Ritter schlug mit der Streitaxt nach ihm und hätte ihm unfehlbar den Kopf zertrümmert, wäre Gert weniger gewandt gewesen. Im Nu kroch er unter dem Bauche des Pferdes hindurch, kam auf der andern Seite wieder zum Vorscheine und versuchte, den Ritter an den Beinen aus dem Sattel zu ziehen, was ihm indeß nicht gelang.

Dieses unnütze Bemühen verdoppelte seine Wuth und er schwang in schnellen Schlägen seine Mordkeule, die Beinschienen des Ritters wie einen Amboss bearbeitend, aber der Ritter hielt sich im Sattel. Da schleuderte er ihm die Keule nach dem Kopfe, stützte sich mit den Händen auf des Pferdes Hüften und schnellte sich mit einem raschen Schwunge auf das Thier hinter den Ritter. „Berge rohm erike!“ schrie er, umfaßte seinen Feind mit beiden Armen, zog ihn rückwärts zu sich hinüber, riß ihm die Streitaxt aus der Faust und zerschlug ihm den Helm und das Haupt, daß das Blut in Strömen über die Rüstung floß. Das

Thier machte einen Satz und Ritter und Knecht fielen zu Boden. Unterdeß hatten die übrigen Bergischen und Märkischen nicht gesäumt, sondern tapfer ihre Schuldigkeit gethan. Die Lothringer wichen, Adolph und die Bergischen verfolgten sie und erschlugen ihrer eine große Anzahl. Der Muth der Fliehenden war gebrochen, sie warfen ihre Lanzen in Menge weg, um schneller zu entkommen und bedeckten hinter sich den Boden mit Armbrüsten, Helmen, Streitärzten und Bogen.

Dennoch fanden die bergischen Waffen das richtige Ziel, und ob schon die Nacht die Fliehenden mit ihrem Dunkel verschleierte, so retteten doch nur Wenige das Leben. —

Die Schlacht war vorbei; die Bergischen hatten den Sieg erkämpft.

V.

Der Ritterschlag.



Ein hellen Mondenscheine kehrten die Verfolger zurück und begaben sich in's Lager, um nach den schweren Strapazen der Ruhe zu pflegen; sie waren zu Tode ermüdet, denn, während eines langstündigen Kampfes, worin sie einen dreifach überlegenen Feind geschlagen, hatten die Meisten von ihnen keine Speise und keinen Trank über die Lippen gebracht. Lustig aber loderten jetzt die Feuer, und was Eßbares im Lager war, brodelte über der Flamme; und da war Mancher, der allen Geschirres baar, Helm oder Sturmhaube zu einem Kochkessel wohl geeignet fand. Viele hatten ein Stück Fleisch an's Schwerdt gespiest und drehten es über dem Feuer, daß das Fett in die Gluth troff; bei Weitem aber die meisten nährten sich von rohen Rüben

und Möhren und behaupteten auf Ritterparole, daß Köstlicheres nicht gefunden werde, so weit der blaue Himmelsbogen sich auf die Erde stütze. Schwerlich würden sie eine so weitschichtige Behauptung aufgestellt haben, wenn sie gewußt hätten, wie ein im Feuer gebratener Kartoffel schmeckt. Doch damals kannte man weder Amerika, noch den Kartoffelvater Franz Drake.

Die Feldherrn stellten rings um das Lager Wachen aus, damit sie nicht unversehens überfallen würden und gaben dann das Zeichen zum Nachtgebete. Ein paar Hörner erklangen in langgezogenen Tönen und Ritter, Knappen und Troß beugten die Kniee zur Erde und sprachen die Gebetesworte eines Mönchs nach, der auf den Stufen eines schnell errichteten Altares kniete.

Es war ein schöner Anblick, alle diese kräftigen Burschen und eisernen Ritter, die vorher wie Löwen gewüthet und nach Blut und Wunden gelehzt hatten, nun so still und friedlich vor dem Herrn im Mondenschein liegen zu sehen.

Wenige Minuten und das Lager war in tiefen Schlaf versunken, nur die Schritte der Schildwachen und das Schnarchen der Schlafenden in den äußersten Reihen war zu vernehmen.

Graf Adolph allein, an das Leben auf dem Schlachtfelde und alle dabei nothwendige Vorsicht gewöhnt, ging nicht zur Ruhe, denn er fürchtete einen nächtlichen Ueberfall der geschlagenen Rothringer, wobei leicht alle errungenen Vortheile verloren gehen konnten. Hoch zu Roß und mit der blutbefleckten Rüstung bekleidet, ritt er langsam mit entblößtem Schwerdte um das Lager, sah nach den Wachen und lauschte in die Ferne. Aber überall herrschte Ruhe und Mondenschein. In einer Entfernung von fast einer Stunde gewahrte er auf einem Hügel eine Reihe von Feuern, die er für die Lagerfeuer der Feinde gehalten haben würde, wenn ihre Zahl größer gewesen wäre. Als aber derselben immer mehr auf- tauchten, da wurde es ihm zur Gewißheit, daß sie dort nach der blutigen Flucht ruhten; darum lenkte auch er sein Roß in's Lager, warf die schwere Rüstung ab und war bald in Schlaf versunken.

Die Sonne stand am nächsten Morgen bereits in vollem Glanze am Himmel, aber die Heere lagen noch in tiefer Ruhe. Graf Adolph allein war schon wieder zu Roße und ritt im weiten Kreise um die Schlafenden. Doch weilte sein Geist nicht bei ihnen, ein ernster Gedanke schien ihn zu beschäftigen, denn in stillem Sinnen verloren, hatte er die Zügel des Rosses auf dessen Mähne sinken

lassen und achtete nicht des Weges, den sein Thier um das Lager machte. Jetzt zeigte sich auf dem muthigen Hengste auch sein Sohn.

Der Graf ritt auf ihn zu und sprach: „Gestern, mein Sohn, hast du dich deiner Ahnen würdig gezeigt und ich gehe eben mit dem Gedanken um, wie ich dich dafür belohnen soll. Reite in's Lager und rufe deinen Oheim Eberhard herbei, denn so es ihm Recht dünkt, sollst du von seiner Hand morgen zum Ritter geschlagen werden.“

Adolphs Antlitz verklärte sich, er beugte ein Knie vor dem Vater und stammelte einen tiefgefühlten Dank, dann sprengte er in's Lager, um den Oheim zu holen, kam aber bald mit der Nachricht zurück, daß dieser nicht dort sei und daß ihn seit gestern Abend Niemand gesehen habe.

Dieser Umstand beunruhigte den Grafen zwar nicht sonderlich, da er des Abwesenden Weise kannte, der die Einsamkeit liebte und vielleicht einen Ritt nach irgend einem Kloster gemacht hatte, um in der frühen Morgenstunde zu beten und Gott für den errungenen Sieg zu danken; dennoch war es ihm unangenehm, daß er jetzt nicht den Bruder zur Seite hatte, ohne den er nie ein wichtiges Geschäft unternahm.

Unterdeß war es im Lager lebendig geworden und Adolph ließ durch das Kriegshorn alle seine Mannen versammeln. Auch der Graf Wallram von Limburg kam mit den seinigen herbei, und Ritter, Knappen und Troß scharten sich in einem weiten Kreise um die beiden Edeln.

Als das Geräusch des Aufstellens sich gelegt hatte und ringsum Ruhe herrschte, trat Graf Wallram vor und sprach mit lauter Stimme:

Unter allen Knappen, die gestern die ruhmreiche Schlacht mitgeschlagen, hat keiner eine solche Unererschrockenheit, solchen Heldenmuth und solche Tapferkeit bewiesen, wie Adolph von Altena und Berge; darum erachten es sowohl die Ritter, als der Vater des Tapfern für Pflicht, ihn in den Stand der Ritter aufzunehmen, und wir haben die Mannen vereinigt, um ihn nach dem Kloster Morimond zu begleiten, wo er sich zu der morgigen Feier vorbereiten wird.

Alle Speere und Schwerdter senkten sich gegen den jungen Adolph, die Luft erdröhnte vom bergischen Feldgeschrei: „Berge rohm erike!“ und der Zug setzte sich gegen das Kloster in Bewegung.

An der Klosterpforte wurde er dem Abte Walther*) übergeben und die Ritter mit ihrem Gefolge zogen sich zum Lager zurück, von wo aus nach allen Richtungen hin vergebliche Nachforschungen über den immer noch nicht zurückgekehrten Eberhard angestellt wurden.

*) Das Kloster Citeaux in Frankreich, von welchem alle Cisterzienser-Klöster in Deutschland, Frankreich, Spanien Polen u. abstammen, hatte unter seinen frommen Aebten einen so außerordentlichen Ruf bekommen, daß ihm aus allen Weltgegenden Mönche und Laienbrüder zuströmten. Unter diesen Zuströmenden befand sich auch Arnold von Cöln, aus einer der berühmtesten Familien Deutschlands, der die Blüthe des Adels aus den Rheingegenden mit sich führte. Als im Jahre 1115 Morimond gegründet wurde, erkor man ihn zum Abte; sein Feuereifer, der keine Anstrengungen und die weitesten Reisen nicht scheute, erwarb dem Kloster eine Menge von Ordensleuten und von den 300 Manneskloöstern, Pflanzstätten von Morimond, wurden unter seiner Regierung die 5 ersten gegründet, nämlich 1119 Bellevaux (Frankreich) 1121 La Chreste (Frankreich) 1122 Ald-Kamp oder Kamp (Niederrhein) 1124 Lucelle (Schweiz,) 1126 Ebrach (Baiern). Schwierigkeiten in der Verwaltung bestimmten unsern Arnold, widerrechtlicher Weise mit den frömmsten Ordensleuten das Kloster zu verlassen und nach seine Pflanzstätte Ald-Kamp am Rheine zu pilgern. Mit donnernder Bered-

Mit dem Knappen aber begannen im Innern des Klosters die frommen Uebungen, die dem Ritterschlage vorherzugehen pflegten, wenn Zeit und Dertlichkeit es möglich machten.

Trotz der gestrigen Anstrengung durfte vor der feierlichen Handlung keine Speise in seinen Mund kommen, Fasten, Beten, die Beichte und das Abendmahl mußten den Tag ausfüllen.

Am Abend trat ein Priester in seine Zelle und schnitt ihm vorn über der Stirne das Haar weg, wie es wegen des Helmauffsetzens üblich war.

samkeit schrieb dorthin der heilige Bernhard mehrere Briefe, um ihn in den Schooß seiner Heerde zurückzuführen. Auch Bruno von Köln, den wir aus unserer Geschichte kennen, wandte sich auf Wunsch des heiligen Bernhard an ihn, aber vergebens. Arnold wollte seinen Starrsinn nicht brechen, ging nach Belgien und starb dort 1126. Von 1126 bis 1131 war Walthar hier Abt, der 10 Jahre lang in der Schule des heiligen Bernhard zu Clairvaux gewesen war. Ihm folgte Otto von Oesterreich bis 1138, in welchem Jahre er zum Bischofe von Freisingen ernannt wurde. Aus dem Vorstehenden sehen wir, mit wie vielfachen Banden Deutschland und auch unsere Gegend an Morimond gefesselt war, was noch viel deutlicher in's Auge fallen würde, wenn der Raum dieses Schriftchens weitere Anführungen erlaubte.

Nachdem dieses vorüber war, brachten die frommen Brüder des Klosters eine Wanne, mit Wasser und köstlichen Gewürzen angefüllt, worin er in Beisein von Zeugen ein Bad nehmen mußte, zur Erinnerung an die Taufe, die bei seinem Eintritte in die Welt an ihm vollzogen worden.

Dieses geschah kurz vor Eintritt der Nacht; als sie völlig hereingebrochen war, führten ihn die Mönche in die Kirche und setzten ihn über dem Grabe eines Heiligen nieder, wo er während der Nacht die Waffengewache halten mußte.

Mitten vor dem Altare hing die ewige Lampe, deren schwaches Flämmchen ihre dünnen Strahlen in das weite Schiff der Kirche und zu dem Grabe sandte, worauf Adolph die Wache hielt. Zuweilen flackerte sie etwas höher auf und ließ die Heiligenbilder an den Wänden und Pfeilern in einer riesigen Größe erscheinen.

Mancher hätte sich in der schweigenden Nacht, und den langen Hallen gefürchtet, und es war in der That in dieser wesenlosen Einsamkeit schaurig genug; denn das Schweigen in dem weiten Raume wurde nur zuweilen von einem langen, seufzerähnlichen Luftzuge unterbrochen, der kalt und geisterhaft an den Säulen und Kapitälern vorbeistrich und hier einen Kranz, dort

das Kleid eines Heiligenbildes in raschelnde Bewegung setzte. Zuweilen tönte der häßliche Schrei einer Gule vom Kirchturme und gab an den hohen Gewölben ein langsam hinslerbendes Echo; der Nachtwind schlug von Zeit zu Zeit an die Fenster und versetzte sie in ein klirrendes Zittern; — aber Adolph's Herz war frei von jeder ängstlichen Regung; er dachte nur an das Glück, welches ihm am nächsten Tage bevorstand, und an die Pflichten, welche ihm der neue Stand auferlegte.

Seine Seele löste sich auf in Gebet und Betrachtung und er faßte an der heiligen Stätte den festen Entschluß, ein Ritter im ächtesten Sinne des Wortes zu werden. Nach diesem Entschlusse zählte er sich die einzelnen Verpflichtungen her, welche die neue Würde von ihm heischte, und ein heiliges Feuer ergriff ihn, als er gedachte, wie er mit seinem Schwerdte die Armuth und die Unschuld, die Wittwen und die Waisen beschützen wolle. Er streckte die Hand aus, legte sie auf den Grabstein, auf welchem er sich befand und sprach: „Bei den Gebeinen des Heiligen, die unter diesem Steine schlummern, gelobe ich, ein treuer Ritter zu werden, so wahr ich wünsche, daß der Herr mich selig mache! Im Aufflackern der ewigen Lampe blizte sein Auge und seine hochgerötheten Wangen zitterten von innerer freudiger Erregung.

Die andauernde Aufregung seines Geistes hatte seinen Körper erschlafft, und die Einsamkeit des Tempels brachte ihm einen sanften Schlummer, in welchem die holdesten Bilder des Ritterthums vor seiner Seele auftauchten.

Endlich weckte ihn ein Geräusch in der Kirche; er ermunterte sich und gewahrte einen langen Zug von weißen Gestalten mit brennenden Kerzen in den Händen. Es waren die Chorherren, die zur Abhaltung ihrer nächstlichen Andacht, mit dem Abte Walthar an der Spitze, auf die Emporkirche zuschritten. Bald leuchteten alle Räume der Kirche im schimmernden Lichte der hohen Wachslichter und der Gesang der Mönche scholl wie ein heiliger Friedenshymnus zur Wölbung empor. Adolph kannte weder die heiligen Lieder, noch die sanften himmlischen Weisen, dennoch war es ihm, als müsse er in den Gesang einstimmen, denn es lag etwas ungemein Gläubiges und Zuversichtliches darin, welches mit seinen Gefühlen ganz übereinstimmte.

Die Mönche verschwanden, wie sie gekommen waren und Adolph blieb mit seinen Gedanken und Träumen wieder allein, bis der erste Strahl des Morgenlichts durch die hohen Bogenfenster brach. Da aber trat der

Abt zu ihm und führte ihn zurück in die Zelle, worin er gestern verweilt hatte.

Alle Väter des Klosters waren in der Kirche versammelt, die Glocken tönten und einzelne Landleute, bei denen die Neugier die Furcht wegen des Kriegsgetümmels überwog, kamen herbei und stellten sich erwartungsvoll an die hohen Pfeiler; bald nachher füllte sich der ganze Raum mit Rittern, Knappen und Kriegslenten, so daß er nicht ausreichte und ihre viele vor der Thüre im Freien stehen mußten.

Der Mesner zog die Schelle und zur Seitenthür herein schritt Adolph, das blanke Schlachtschwert am Halse tragend. Der Abt trat herzu, band es los und legte es auf den Altar, Adolph bedeutend, daß er an den Stufen desselben niederknien möge. Indes der Abt den auf dem Altare liegenden Panzer, den Helm, die Handschuhe, die goldenen Sporen, Schwert und Lanze mit dem Weihwasser besprengte, trat Graf Wallram von Limburg vor und hub nach Beendigung der Weihe also an:

„Adolph von Berge, du willst in dieser Kirche zum Ritter geschlagen werden, darum höre, was die hohe Ritterschaft von jedem ihrer Mitglieder erwartet. Der Ritter muß freigeboren und großmächtig, seine Hand,

immer offen zum Geben, muß tapfer, sein Herz furchtlos sein; er muß in der Frömmigkeit leben und für den Glauben und die Kirche sich jeder Gefahr aussetzen, die Diener der Kirche, die Wittwen, Waisen und Schwachen schützen; er darf weder einen ungerechten Krieg beginnen, noch an einem solchen Theil nehmen; er soll für die Sache eines Unschuldigen den Zweikampf nicht scheuen, aber bei den Turnieren seine Waffe nie zum Grusste wenden. Dem Kaiser soll er Gehorsam leisten, den Staat in seiner Macht erhalten helfen und untadelhaft vor Gott und den Menschen leben in dieser Welt.“ — Und nun, da ich dir die Pflichten eines Ritters vorgehalten, frage ich dich: „Willst du ein Ritter werden?“

Adolph erhob sein Haupt und sprach laut und vernehmlich: „Ich will, und schwöre, nach diesen Regeln zu leben!“

„So du dieses thust,“ entgegnete der Abt Walthar, „wirfst du zeitliche Ehre verdienen und nach diesem Leben in den Himmel kommen!“

Jetzt nahm Waltram das geweihte Schwerdt vom Altare und gab dem Knieenden drei leichte Schläge mit demselben, einen auf die rechte, einen auf die linke Schulter und einen auf den Hals, wobei er sprach:

„Zu Gottes und Maria Ehr'
 Empfange dies, und sonst keins mehr,
 Sei tapfer, bieder und gerecht,
 Besser Ritter als Knecht!

Die Edeln kamen herbei, legten ihm die goldenen Sporen, Harnisch und Helm an und umgürteten ihn mit dem Schwerdte. Der Vater aber küßte ihn und sprach:
 „Werde unserer Berge werth!“

„Das will ich!“ gab Adolphy zur Antwort.

Nach Beendigung der Messe mußte der neue Ritter zu Pferde steigen und draußen in der Nähe der Kirche einen Gang auf die Lanze mit verschiedenen Anwesenden machen, wobei er große Gewandtheit und Körperkraft zeigte.

Damit aber war der Sitte und dem Herkommen Genüge geleistet, und unter dem Schmettern der Trompete und dem Schalle der Pauken und Cymbeln wurde der Rückweg zum Lager angetreten.

Ein lustiges Bankett beschloß den Freudentag, der nur insofern eine traurige Färbung annahm, als Graf Eberhard noch immer nicht zurückgekehrt war.

VI.

Die Hütte im Walde.



ir erinnern uns, daß Eberhard von einer Streitart zu Boden geschmettert und von seinem gleichfalls gefallenen Pferde bedeckt wurde, während Gert seinem Angreifer mit dessen eigener Streitart zu Leibe ging und ihn tödtete.

Gert arbeitete sich unter dem Ritter hervor und stand bald wieder auf freien Füßen; die Schlacht an sich vorübertoben lassend blieb er zurück, um nach seinem Herrn zu sehen. Nicht ohne Anstrengung arbeitete er das Pferd von seinem Leibe und wischte ihm mit einem Stücke seines Hemdes das Blut von der Stirn, in welche die Streitart ein wüstes Loch geschlagen hatte. So gut es gehen wollte, machte er dann einen Verband und untersuchte sorgfältig den Körper, ob nicht noch andere Wunden vorhanden seien.

Da er indeß keine mehr fand, so nahm er ihn auf die Schulter und trug ihn zum Bache, der quer über das Schlachtfeld rieselte, und wo er ihm das Blut aus dem Gesichte und von Haar und Halse wusch.

Durch das kalte Wasser kam Eberhard wieder zu sich und schlug die Augen auf. Da er den treuen Gert neben sich wahrte, sprach er: „Reiche mir deinen Arm, daß ich mich erhebe und die Zahl der Gefallenen übersehe!“

Gert hob ihn auf und, auf dessen Schulter gestützt, wandelte er zwischen den Todten umher, die von dem bleichen Mondenlichte beschienen wurden. Das ganze Feld war bedeckt mit Erschlagenen und hier und dort zuckte noch ein Arm, erhob sich ein Bein oder stöhnte ein Verwundeter vor Schmerz und Todesangst.

Eberhard sah alle diese Leichen und Verstümmelten, und vor seine Seele trat zum erstenmale der Gedanke, wie viele Herzen wegen irdischer und oft kleinlicher Streitigkeiten in Krieg und Schlachten verbluten mußten. Er überdachte all das Elend, welches diese Schlacht angerichtet, und er sah im Geiste alle die weinenden Waisen, die verlassenen Gattinnen, die kinderlosen Mütter, die jammernden Bräute und die betrübten Brüder und Schwestern der Erschlagenen. Er berechnete, wie viel

Herrliches sie noch hätten ausführen können, wenn sie nicht das Schwerdt dahingerafft, wenn sie der Tod nicht im kräftigen Jünglings- und Mannesalter abberufen. Und auch ich, dachte er, habe in dieser Schlacht Manchen getödtet, der ohne mein Schwerdt noch das Leben hätte. O, ich bin ein Mörder, der den Körper vernichtet und die Seele zum Erscheinen vor Gott nöthigt, ehe sie zu diesem schweren Gange vorbereitet sind.

„Ja, barmherziger Gott, ich bin ein Mörder, ich habe Leiber und Seelen getödtet.“

Diese qualvollen Gedanken, in Vereinigung mit seiner körperlichen Mattigkeit und Schwäche brachten bei ihm einen äußerst kläglichen Zustand hervor; er hielt sich nicht mehr würdig, ein Ritter zu sein, da er durch Tödtung der Unschuldigen die Pflichten dieses Standes verletzt habe.

Dunkle Gedanken an Sühne und Buße stiegen in seinem Herzen auf und er setzte sich auf's Gras, denselben nachzuhängen.

Je mehr er der Uebel gedachte, die jeder Krieg mit sich bringt, desto mehr verabscheute er einen Stand, worin Krieg die vornehmlichste Beschäftigung war; sein Wollen klärte sich nach und nach und er kam zu dem

festen Entschlusse, dem Ritterstande zu entsagen und durch Buße und Pilgerfahrten seine Sünden zu sühnen.

„Gert!“ sprach er, „die Schlacht ist geschlagen und die Bergischen haben sie gewonnen, so glänzend und unbestritten, wie je eine gewonnen worden ist. Auch du hast dich als wackerer Streiter gehalten und wärest der goldenen Sporen werth, besser als Mancher, der sie bloß seiner hohen Geburt zu verdanken hat. Ich selbst würde nicht zögern, dir die drei heiligen Schläge zu ertheilen, wenn meine Augen noch schauten, wie sie vordem geschaut, wenn der Herr in meinem Geiste nicht ein Licht angezündet hätte, das die Dinge von ihrer rechten Seite beleuchtet. Morgen wird man kommen und uns mit Ehren überhäufen wollen, doch werde ich nicht da sein, ihre Huldigungen zu empfangen.“

„Fast erschrocken blickte Gert seinen Herrn an; denn er hatte sich die morgigen Scenen schon alle im Geiste ausgemalt und dabei seinem geliebten Herrn die Hauptrolle zgedacht. Schon im Voraus hatte er sich gefreut, beim Schmettern der Trompeten mit seiner ganzen Kraft zu rufen: „Berge rohmertike!“ Heimlich hatte er auch für sich einen kleinen Theil der Ehren aufgespart und nun sollte aus all dem Prunke nichts werden. Was seine Person anging, so hätte er am Ende des-

wegen nicht viel Bedauerns gehabt, aber sein Herr? Und — der Gedanke hatte ihn so angenehm gefikelt, daß seine heimischen Berge hier im fremden Lande mit Ruhm und Ehren genannt werden sollten. Eberhard wollte nicht dabei sein? Wie war ohne ihn eine Feier möglich? Der Gedanke preßte ihm das Herz zusammen.

Schüchtern fragte er deshalb, der Möglichkeit Raum gebend, sich verhört zu haben: „Nicht dabei sein?“

„Nein!“ gab Eberhard mit Entschiedenheit zur Antwort, „ich werde nicht dabei sein, denn der Krieg und seine Feste sind mir jetzt ein Greuel und es deucht mir, man sollte mir des vergossenen Blutes wegen lieber fluchen, als daß man mich des Mordes wegen preist und mir Feste giebt.“

Gert verstand zwar nicht recht, was sein Herr mit diesen Worten sagen wollte; er begriff nicht, wie man sich Vorwürfe über das in der Schlacht vergossene Blut machen könnte, aber er wurde sehr traurig, denn er fühlte, daß eine Trennung von seinem Herrn stattfinden würde, den er so sehr liebte und welchen er freiwillig um alle Schätze der Erde nicht verlassen hätte. Mit gesenktem Haupte und niedergeschlagenen Augen stand er vor ihm und schaute ihn fragend an:

„Gert, mein treuer Knecht, sprach Eberhard, ich will eine Pilgerfahrt machen, und Niemand auf der Welt soll um dieses Beginnen wissen als du allein. Du wirst zurückbleiben, damit ich, aller Dienste völlig entblößt, vollständige Sühne thun kann. Ich weiß, daß du mich liebst, darum fürchte ich nicht, daß du mein Geheimniß verrathen wirst; ich weiß, du wirst schweigen, auch dann, wenn mein Bruder dich drängt und von meinem Verbleiben Kunde haben will. Nun aber verlasse mich, denn du sollst die Richtung und den Weg nicht sehen, wohin ich wandere.“

Gert blieb stehen; die Thränen quollen ihm zwischen den Fingern durch, die er vor das Gesicht hielt; er schluchzte wie ein Kind, das von seinem Vater Abschied nimmt. „Ach,“ sprach er, „gehet denn, geht bis ans Ende der Welt, aber nehmt euren Gert mit, damit er eure Wunde pflege, euch das Lager bereite, eure Speise erbettle und eure Leiden theile!“

„Mein guter Gert,“ antwortete der Ritter, „wollte ich Jemanden zum Begleiter haben, so wäre mir Niemand auf der Welt lieber als du, aber ich habe bereits in meinem Herzen das Gelübde gethan, hilflos und allein zu wallen und keines Menschen Dienstleistung anzuneh-

men. Gehe also, und sei meinem Bruder so treu, wie du es mir gewesen.“

Nun warf sich der Knecht auf die Kniee und weinte so bitterlich und laut, daß der Ritter fürchtete, man könnte es hören und ihn entdecken, darum sprach er in barschem Tone: „Gert, ich befehle dir aufzustehen und hinwegzugehen, ohne dein Antlitz zu wenden und rückwärts zu schauen!“

Da stand Gert auf, küßte die Hand seines Herrn und schwankte hinweg, immer noch laut schluchzend. Als ihm aber der Ritter zurief, er dürfe auch nicht weinen, da er sonst bei seinem Bruder Verdacht erzeuge, so unterdrückte er gewaltsam sein Schluchzen und ging hinweg, ohne sich umzuwenden.

Als seine Gestalt in der Dunkelheit verschwunden war, stand Eberhard auf, drehte sich um und wanderte auf gutes Glück, ohne zu wissen, wohin er gelänge, vorwärts. Bald nahm ihn ein dunkles Gebüsch auf, wo er sich an einen Baum lehnen und die Nacht im Gebete zubringen wollte; aber er war noch nicht weit gegangen, so hörte er von Ferne Pferdegetrappel und Waffengeklirr.

Vorsichtig versteckte er sich an der Seite des Weges in das dichte Gebüsch, um nicht gesehen zu werden. Kaum war er damit zu Stande gekommen, so naheten

die Kommenden; es waren Adolph und Wallram, die jetzt von ihrer Verfolgung zurückkehrten und beinahe den Busch streiften, in welchem er sich versteckt hielt. Deutlich hörte er seinen Bruder sagen: „Wo weilt Eberhard? Seit wir hinter den Flüchtigen her sind, habe ich ihn nicht mehr gesehen.“ Wallram antwortete: „Ich sah ihn zuletzt auf dem Schlachtfelde, wo er einem lothringischen Ritter den Garaus machte.“

Das Aufgetrampel verhallte, Schweigen herrschte im Walde und Eberhard war wieder allein. So gut es sein erschöpfter Zustand gestattete, ging er weiter, bog aber, um nicht auf den Feind zu stoßen, im rechten Winkel ab.

Lange wanderte er durch das Gesträuch, ohne auf eine menschliche Wohnung zu stoßen; endlich schimmerte ihm durch das Gezweige ein Licht entgegen; er beeilte sich, dem Strahle zu folgen und gelangte an eine armselige Lehmhütte, die ganz allein mitten im Walde lag.

Eberhard trat an das kleine Fensterchen und schaute hinein; ein Mann in Bauernkleidung stand vor dem Bette der kranken Frau und reichte ihr einen kühlenden Trank. „Ach,“ hörte er den Mann sagen, „könnte ich nur so viel Geld aufreiben, um dir einen Lebensbalsam zu kaufen! Aber woher das nehmen?“

Die Frau im Bette seufzte und deutete nach oben. Eberhard, der gewahrte, daß die Leute in Noth und Krankheit waren, gedachte ihnen zu helfen und dabei auch seinem eigenen Zwecke zu genügen; er klopfte mit dem Finger an die kleinen, bleigefasteten Scheiben und bat um Einlaß. Der Mann fuhr erschrocken herum und schaute nach dem Fenster; nur zögernd öffnete er und prallte mit einem Schrei zurück, als er die große geharnischte Gestalt vor sich stehen sah.

„Fürchte dich nicht,“ sprach Eberhard, „freue dich vielmehr, denn ich komme, dir die Mittel zu bringen, damit du deinem Weibe einen Lebensbalsam kaufen kannst. Siehe, diese Rüstung, das Damascener-Schwerdt und die goldenen Sporen, alles gebe ich hinweg für einen Trunk Wasser und die schlechte Bauernkleidung, die du auf dem Leibe trägst. So du dich dazu entschließen kannst, so zögere nicht.“

Der Bauer wußte nicht recht, ob er seinen Ohren trauen sollte oder nicht und sah den Ritter ungläubig an; da er aber den Ernst in seinen Zügen gewahrte, sprach er: „Was bewegt euch, die kostbare Rüstung gegen diese durchlöchernte Knechtskleidung zu geben?“

„Wisse, daß mir das Kriegeshandwerk verleidet ist, und daß ich hinaufziehe nach Rom, um zu büßen

und Gnade zu erslehn. Wozu also diente mir die Rüstung?“

Da öffnete der Bauer seine Thüre und führte den Ritter hinein, daß er sich an Speise und Trank erquicke und die Rüstung ablege.

Bald war der Tausch geschehen und Eberhard in der leichten Kleidung verließ die Hütte, um seine Wanderung fortzusetzen, obschon der Bauer ihn fast auf den Knien anflehte, zu bleiben, bis die Sonne aufginge.

Mit leichtern Schritten ging er im Walde vorwärts, im Herzen froh, daß er die schwere Rüstung, die ihm auf seiner Pilgerfahrt nur hinderlich sein konnte, los war; doch beschlich ihn jetzt plötzlich der Gedanke, die bei dem Bauern zurückgelassenen Gegenstände könnten seinem Bruder die Richtung des Weges verrathen, der nicht säumen würde, ihn überall zu suchen; darum änderte er noch einmal die Richtung und schritt weiter.

Die Wunde auf der Stirne begann jetzt so stark zu brennen, daß der ganze Kopf wie in einem Feuer glühte, welche Gluth sich über den Körper verbreitete und ihm die Bewegung des Gehens sehr erschwerte.

Zulezt konnte er seine Glieder nicht mehr fortschleppen, sondern sank am Fuße eines dicken Eichbaumes

nieder und war bald in einen bewußtlosen Zustand versunken.

Bilder der Schlacht gaukelten vor seinen Augen; von dem Ruhme seiner Landsleute erfüllt stieß er in schwachen Tönen das bergische Feldgeschrei aus. Dann wieder traten Reue- und Sühnegedanken an die Stelle dieser Bilder und seine Lippen bewegten sich im Gebete. Er sah Rom mit seinen Kirchen, den heiligen Vater mit der Schaar der Cardinäle und breitete die Arme aus, den Saum ihrer Kleider zu erfassen und zu küssen.

Die gänzliche Abmattung seines Körpers ließ ihn gegen Morgen in eine wohlthätige Ruhe versinken. Der Thau sammelte sich auf seinem Haar und floß um die brennende Stirne, daß sie gekühlt wurde, und die warme Sonne trocknete die Tropfen wieder auf.

Ein leiser Regen rieselte dann auf die Wunde und kühlte sie abermals, als ob Gott ein besonderes Augenmerk auf diesen armen Bauern richte, der so verlassen und heimatlos im Walde unter einem Eichbaume lag.

VII.
Der Pilger.



Ahe bei der Stelle, wo Eberhard im Fieber lag, stand einsam im Walde ein Häuschen, von einem armen Bauersmann bewohnt, der hier einige Stückchen Wald cultivirt hatte und von dem Ertrage derselben mit Frau und Kind ruhig und vergnügt lebte. Seine Tochter Therese ging am frühen Morgen aus der Hütte, um an den Waldrändern Futter für die Kuh zu suchen.

Die Sichel in der Hand, mit den nackten Füßen die Grashalme streifend, daß der blickende Thau in tausend Tröpfchen zur Erde fiel, sang sie ein munteres Lied in die frische Morgenluft und wollte eben die Sichel in die frischen Halme schlagen, als sie vor sich den fiebernden Mann sah, dessen Stirn mit blutiger Leinwand umhüllt war.

Vor Angst schrie sie so laut auf, daß ihr Vater mit einem Beile herzugelaufen kam, weil er glaubte Therese sei von einem wilden Thiere angefallen worden. Da er aber den Verwundeten sah, wurde er von Mitleiden ergriffen, nahm ihn auf die Schultern und trug ihn in seine Hütte.

Sein braves Weib war sogleich zur Pflege bereit und schüttete das harte Lager zurecht, welches sonst ihr und ihrem Manne zur Last diente.

Wochenlang saß sie an seinem Bette, verband die immer wieder von neuem aufbrechende Wunde, nekte seine brennenden Rippen mit Wasser und legte ihm das franke Haupt wieder zurecht, wenn er in der Fieberhize jählings emporfuhr.

Die Leute erschraffen nicht wenig über seine wilden Phantasieen, wenn er in höchster Erregung ausrief: „Drauf und dran! Berge rohmerte! Mir, vorwärts in den Feind! Rasch die Speere eingelegt! Ha, wie die Pfeile schwirren, wie die Bolzen fliegen! Nimm dieses, stolzer Lothringer, es ist eine deutsche Faust, die dir es bietet!“

Einmal ergriff er den Arm der Bäuerin und sprach: „Gut, Gert, mein treuer Knecht, du verdienst, ein Ritter zu werden! Recht so, das war ein Wurf, zwei, drei

Feinde sind von der Wucht deines Fasses zu Boden gefallen. Aber nun suche deine Mordkeule wieder, denn jener lange Ritter dort will mich mit der gewaltigen Streitaxt tödten. Hu, da fällt sie nieder! Mein Hirnschädel ist zerschmettert!“

Ein banger Schrei folgte, dann schwieg er eine Weile; endlich ergriff er abermals ihren Arm und flüsterte: „Gert, mein treuer Knecht, ziehe mir die schwere Rüstung aus, denn ich erstickte. Gib mir Knechtskleidung, daß ich zum heiligen Vater walle und Vergebung meiner Sünden erlange. Aber schwöre mir, daß du dem Grafen meine Flucht nicht verräthst!“

Nun merkten die Leute wohl, daß sie unter ihrem Dache einen vornehmen Mann verpflegten und sie ahnten, daß es einer der Ritter aus der Schlacht bei Thaldorf sei. Hätten sie darum ihren Eifer noch erhöhen können, so würden sie es gewiß nicht unterlassen haben. Das Wundfieber wüthete fürchterlich im Körper des Kranken, endlich war seine Kraft erschöpft und viele Tage zeigte sich kein Lebenszeichen.

Der Tod schwebte unaufhörlich über seinem Lager und die guten Leute hielten jede Nacht für seine letzte; aber Gott hatte es anders beschlossen; Eberhard sollte

nicht sterben, sondern noch länger zu seinem Ruhme leben und handeln.

In einer stillen Nacht, da die gute Frau neben seinem Lager kniete und ängstlich in sein Antlitz schaute, war es ihr, als kehre der Athem zurück und werde länger und leichter. Mit freudiger Erwartung legte sie die Hand auf sein Herz, um sich zu überzeugen. Da schlug er die Augen auf und sah ihr ins Gesicht; doch bald schloß er sie wieder und versiel in einen tiefen Schlaf.

„Er ist gerettet!“ flüsterte sie ihrem Manne und Therese zu, und alle drei fielen auf die Kniee nieder und dankten Gott in einem heißen Gebete für die Rettung, die sie so lange ersehnt hatten.

Erst gegen Morgen erwachte er aus dem stärkenden Schlafe und ließ seine Augen langsam in dem Gemache umherschweifen.

Allmählig sammelte er seine Erinnerungen und er besann sich auf die Schlacht, die Verwundung mit der Streitart, seine Flucht und die Einker in die Hütte, wo er die Bauernkleidung gegen seine Rüstung eingetauscht; von da ab verließen ihn seine Erinnerungen und er konnte nicht entziffern, wie er in diese Hütte

gekommen; auch war er noch zu schwach, seinen Gedanken länger nachzuhängen und verfiel wiederum in Schlaf.

Als er erwachte, verlangte er Speise. Nie in ihrem Leben hatte die Frau mit einer solchen Freude ihre arme Kost bereitet, und ein solches Vergnügen über eines Menschen Appetit gehabt, als jetzt.

„Wo befinde ich mich?“, fragte der Kranke.

„Ihr seid bei guten Bauersleuten,“ gab sie zur Antwort, die euch gern gepflegt haben und es mit Freuden so lange fortsetzen werden, bis ihr wieder gesund seid.“

„Aber, gute Frau,“ fragte er weiter, „wie bin ich denn hierher gekommen? Ich kann mich nicht entsinnen, euch je gesehen zu haben.“

„Das glaube ich wohl! entgegnete sie. Meine Therese fand euch am frühen Morgen draußen mit blutiger Stirn und dem Anscheine nach todt unter einem Siechbaume liegen. Mein Mann trug euch herein und wir pflegten euch, das ist Alles, was wir sicher wissen. Doch habt ihr in euren Phantasieen mancherlei gesprochen, was euren Stand vermuthen läßt. Seid aber deswegen außer Furcht, wenn euch eure Feinde auch noch so hart auf den Fersen wären, von uns werden

sie um alle Kostbarkeiten der Welt euren Aufenthalt nicht erfahren.“

Eberhard sagte lächelnd: „Kein Feind verfolgt mich, ich gehe vielmehr freiwillig aus einer Welt voll Geräusch und Blutvergießen, um ein Leben der Buße und der Entfagung zu führen.“

Von jetzt an rückte seine Genesung immer rascher vorwärts und als er endlich das Bett verlassen konnte, kehrte auch seine alte Kraft und Mannhaftigkeit zurück.

Eines Tages ging er hinaus in den Wald, um sein Vorhaben nochmals nach allen Seiten hin zu erwägen. Je länger er aber nachdachte, desto fester wurde er in seinem Entschlusse und er war eben im Begriffe, wieder zur Hütte zurückzukehren, als ein Reitersmann auf ihn zusprengte, dessen Pferd die bergische Rose vor dem Kopfe trug. Erschrocken blickte Eberhard den Reiter an, denn er kannte ihn recht wohl und fürchtete, von ihm verrathen zu werden, deshalb band er rasch ein Tuch um Kopf und Kinn, als ob er Zahnschmerzen habe und gab sich den Anschein, als suche er dürres Reisholz zusammen.

Der Reitersmann fragte ihn im barschen Tone, ob man im Walde nicht vom Grafen Eberhard von Berge gehört und seine Spur nicht gesehen habe.

Eberhard, um ihn von der richtigen Fährte abzulenken, erzählte ihm mit verstellter Stimme, daß die Leute von einem Ritter gehört hätten, der in einer Entfernung von mehreren Stunden von hier seine Rüstung gegen ein Knechtskleid umgetauscht habe, vielleicht möge es der Gesuchte sein.

Der Reiter ließ sich die Richtung genau bezeichnen, in welcher die Hütte lag und sprengte davon.

Das war für Eberhard ein Wink, nicht zu lange mit dem Aufbruche zu zögern, deshalb kehrte er rasch zur Hütte zurück, rief die Bauersleute zu sich und sprach: „Ihr habt mich treu gepflegt und verdient dafür einen reichlichen Lohn, hier ist ein Beutel mit Kostbarkeiten, der genug enthält, um euch für alle Zeit der Soege und der Arbeit zu überheben. Nehmt ihn! Nur eines will ich noch für mich haben. Besorget mir ein härenes Hemd, Mantel, Hut und Stab, wie es die Pilger zu tragen pflegen, wo möglich alt und unansehnlich; den Ueberschuß behaltet für euch.“

Die guten Leute zerflossen in Thränen des Dankes und zur Stunde ging der Mann hinaus, um in einem der benachbarten Klöster die gewünschten Kleidungsstücke aufzusuchen.

Erst gegen den nächsten Morgen, nachdem Eberhard die ganze Nacht auf den Knien gelegen und sein Vorhaben dem Herrn aufgeopfert hatte, kam der Bauer zurück und brachte die verlangten Gegenstände, doch so alt und abgetragen, daß er sich ordentlich schämte, sie seinem Gaste zu überreichen. Dieser aber schien sie ihres schlechten Zustandes wegen jeder bessern Kleidung vorzuziehen, denn er griff mit großer Hast darnach, legte sie an und zog den Hut recht tief ins Gesicht, damit Niemand die Narbe auf seiner Stirne bemerken könnte. Dann dankte er noch einmal seinen guten Pflegern und ging hinweg.

Die Büsche hatten ihn schon längst verdeckt, als Therese mit Vater und Mutter noch immer vor dem Hütchen standen und in die Richtung schauten, in der er verschwunden war.

Er wanderte immer weiter, unbekümmert des Weges und gedachte, in dem ersten Dorfe sich nach der Richtung zu erkundigen, die nach Rom hinführe.

Geld und Geldeswerth hatte er nicht bei sich, er verließ sich auf Wurzeln und Kräuter und auf das Wasser in den Bächen und Quellen und, wenn die Noth aufs Höchste steigen sollte, auf die Barmherzigkeit guter Men-

ſchen, wovon er ſchon einmal eine ſo glänzende Probe gehabt hatte.

Der Wald und das freie Feld dienten ihm bei Nacht zur Ruheſtätte, und am Tage pilgerte er von Kirche zu Kirche und flehte zu Gott um Vergebung für all das Blutvergießen, welches ſeine Hand angerichtet hatte.

Lang und beſchwerlich war der Weg, den er durch Dörfer und Städte, über Bach und Strom, Berg und Thal zu machen hatte; manchmal ſank er vor Müdigkeit und Hunger in die Kniee, und häufig floß ihm aus den verwundeten Füßen das Blut in dicken Tropfen; aber endlich lag die heilige Stadt vor ihm. Sein Antliß zur Erde neigend, betete er bei ihrem Anblicke aus dem tiefften Grunde ſeines Herzens um eine gute Aufnahme und ſtieg in die Ebene hinab, wo von allen Richtungen eine Menge Pilger mit Stab und Muſchelhut, gleich ihm, auf die Stadt zuzogen.

Wie Mancher mochte darunter ſein, der nach dem Brauche jener glaubensreichen Zeit, Reichthum und Ehre von ſich abgeworfen, um unter ſtrengen Bußübungen Vergebung ſeiner Sünden und die Ruhe der Seele wiederzufinden! Viele von den Pilgern trugen in der That in ihren Geſichtern den Stempel einer höhern Herkunft, und es gab da manches Paar blißender Augen, das

sich besser auf ein Mitterschwerdt als auf den Rosenkranz zu verstehen schien.

Wer die Geschichte aller dieser Pilger gewußt hätte, wäre wohl im Stande gewesen, Bücher voll von interessanten Geschichten zu schreiben; aber der Hut und der Pilgermantel deckten die Geheimnisse ihres Lebens zu, und die Priester allein, welche die Sünden vergessen und die Tugenden im Gedächtnisse behalten, kannten ihre Irrgänge und ihre Freudenwege.

Eberhard ließ seinen Stab nicht ruhen, sondern eilte sogleich in die nächste Kirche, wo er betete, bis die Nacht einbrach. Am Portale derselben schlug er, in seinen Mantel gehüllt, sein Nachtlager auf, und sobald am andern Morgen die Sonne auf Rom's Dächern glänzte, setzte er seine Wanderung durch die Kirchen und Klöster der heiligen Stadt fort und betete auf den Gräbern der Heiligen mit einer Inbrunst, wie selten ein Pilger vor ihm gethan hatte. Seine Andacht zog bald die Augen der Priester und Mönche auf sich und zuletzt zeigten sich ihn sogar die Römer einander, als den frommen deutschen Pilger, wenn er mit tiefgesenktem Haupte durch die Straßen zog.

An allen Altären hatte er nun geknecht und es gab keinen heiligen Ort mehr, wo er unbekannt gewesen wäre.

Aber täglich pilgerte er zu den Gräbern der beiden Apostel Petrus und Paulus, in der Hoffnung, den heiligen Vater zu sehen, ihm seine Sünden zu beichten und Verzeihung von ihm zu erhalten.

Eines Tages, als er wieder in Schmerz und Thränen versunken, hier auf den Knien lag, fügte es der Finger Gottes, daß Papst Paschalis II., der damals auf dem Stuhle des heiligen Petrus saß, in die Kirche kam, um sein Gebet zu verrichten.

Er sah den frommen Pilger auf dem Grabe der Apostel liegen und empfand zu demselben eine innige Zuneigung. Ein Geistlicher dieser Kirche hatte des Papstes wohlgefällige Blicke kaum bemerkt, so flüsterte er dem Pilger ins Ohr, daß der heilige Vater anwesend sei, nach dessen Antlitz er so oft verlangt habe.

Eberhard sprang auf und suchte im Kreise umher; sein Auge blieb auf der Gestalt des Papstes haften, denn sein Herz sagte ihm, daß dieser der Statthalter Christi sei.

Sogleich warf er sich ihm zu Füßen und flehte um die Gnade der Beichte.

Gern gewährte der Papst die Bitte des frommen Mannes und ließ ihn in die Sakristei führen, wo sie über eine Stunde allein blieben. Der Papst fand ihn gerechter als Manchen, der der Buße nicht zu bedürfen

glaubt und ertheilte ihm mit frohem Herzen die Losprechung von seinen Sünden und Fehlritten, ohne welche hienieden ja Niemand ist.

Mit verklärtem Antlitz betrat Eberhard wieder die Kirche und betete, bis sich die Sonne zum Untergange neigte, dann nahm er sein Nachtlager, wie immer, unter dem Portale und überlegte, was nun ferner zu thun sei.

Seine Seele war jetzt rein und sündenlos und er hätte wohl füglich zu seinem Schlosse Berge zurückkehren können; aber in seiner Seele stand der Gedanke fest, nie wieder im Glanze des Ritterthums zu leben, sondern in tiefster Demuth und niedriger Knechtsgestalt Gott zu dienen.

Wahrlich, wer eine stolze Burg, wer reiche Güter und mächtige Vasallen, wer Ruhm und Scepter frei und ohne Schwanken gegen ein Bettlerkleid vertauschen kann, einzig aus der Absicht, Gott dadurch ein wohlgefälliges Opfer zu bringen, der ist ein wahrhaft großer Mann! Stellt mir die großen Helden der Geschichte, wovon die Herzen der Jugend überschwollen, welche der Mund des Lehrers nicht hoch genug rühmen kann, denen die Nachwelt Denkmäler und Bildsäulen setzt, stellt sie neben diesen, unsern bergischen Eberhard, und ihre Größe schrumpft vor ihm zusammen, wie der Schnee an der Sonne.

Freilich, wem das Verständniß zu solchen heroischen Entfagungen fehlt, wer nicht den rechten Begriff der wahren Gottesliebe hat, der wird unseres Grafen Thun für thöricht, ihn selbst für einen Narren erklären; und unter unsern Lesern mag es vielleicht welche geben, die denselben Gedanken hegen. Wir wollen nicht mit ihnen rechten, Wahrheit bleibt doch immer Wahrheit.

Als Eberhard sich am nächsten Morgen vom Portale der Kirche erhoben, nahm er Abschied von den Gräbern der Apostel und richtete seinen Stab gen Spanien.

Betend durchpilgerte er ganz Frankreich, überschritt die Pyrenäen und stieg in das erschnite Land hinab, um zu St. Jago de Compostella vor den Reliquien des heiligen Apostels Jacobus seine Bußwerke zu erneuern.

Den ganzen Tag über lag er in der untern Kirche der großen Kathedrale vor dem Grabe des Heiligen auf den Knien und Nachts fastete er seinen abgemagerten Körper mit der scharfen Geißel, so daß Priester und Mönche sich ihn zum Vorbilde nahmen, und, indem sie ihn wie einen Heiligen verehrten, ihm in den strengen Bußübungen nacheiferten.

VIII.

Der Schweinhirt von Morimond.



Uöhlich wandte sich nun Eberhard von St. Jago de Compostella ab und pilgerte zurück gen Morimond. Spät am Abende kam er bei dem Kloster an; aber, ob schon er der Ruhe und der Erquickung bedurfte, so kehrte er doch nicht ein. Er wußte sehr wohl, daß, sobald er an die Pforte pochte, der Pförtnerbruder sich mit den Worten: Deo gratias! zur Thüre begeben, ihm öffnen und mit dem Gruße: Benedicte! vor ihm niederknien würde. Er wußte, daß der Abt kommen, sich demüthig vor ihm niederwerfen, ihn dann zum Gebete in das Oratorium führen und nach demselben ihn mit dem Besten, was das Kloster bot, würde bewirthen lassen, denn so geschah es jedem Fremden, der an Morimond's Pforte klopfte; — aber Eberhard hielt sich so hoher Ehre nicht werth, darum lehnte er außerhalb an die

Mauern, zu schlafen und zu rasten. Am andern Morgen trat er in die Kirche, verrichtete sein Gebet, hing die Pilgerkleider an einem Seitenaltare auf und ging in der einst für seine Rüstung erstandenen Bauernkleidung von dannen.

Leicht schlug ihm das Herz, weil die Zeugen seiner Buße jetzt an demselben Orte hingen, von wo aus er einst im Ritterkleide auf's Schlachtfeld zog, um das Blut seiner Nebenmenschen zu verspritzen.

Sein Weg führte über die Stelle, wo ihn die Streitart zu Boden geschmettert hatte. Vor seinen Augen entrollte sich noch einmal das Bild jenes blutigen Tages und er sagte im Stillen zu sich: „Hier wandert dein Fuß über dem Blute derjenigen, die du erschlagen hast. Möge Gott dir die Gnade geben, daß du in der Nähe dieses Ortes in niedrigen Knechtsdiensten dein Leben verbringen könntest!“

In einiger Entfernung sah er einen Meierhof vor sich liegen, dorthin lenkte er seine Schritte und fragte nach dem Hofbauern. Dieser war ein kurz angebundener Mann und machte mit seinen Knechten wenig Federlesens. Die hohe Gestalt und das würdige Antlitz Eberhards aber schienen einen ungewöhnlichen Eindruck auf ihn zu

machen und er fragte mit einer gewissen Höflichkeit nach seinem Begehre.

„Ihr habt viele Knechte,“ sagte Eberhard, „wolltet ihr mich nicht in die Zahl derselben aufnehmen? Ich habe rüstige Arme und werde tüchtig schaffen.“

Der Bauer zog die Schultern und sprach: „Die Mißjahre haben große Theuerung und meinem Gute bedeutenden Schaden gebracht. Der Abt Walthar von Morimond, von dem ich den Hof besitze, will mit der Pacht nicht abschlagen und so muß ich mich mit wenigen Arbeitskräften behelfen, um mich von den schlechten Jahren zu erholen.“

„Ich werde ein treuer Knecht sein,“ fuhr Eberhard fort, „und überdem fordere ich als Lohn nur ein schlechtes Kleid, wie es einem Knechte wohl ansteht. Wurzeln und Kräuter, die ich mir selbst suche, werden meine Nahrung ausmachen, und je niedriger der Dienst, desto lieber werde ich ihn verrichten.“

Das waren Vorschläge, die dem Bauern wohl gefielen und er sprach: „Wenn ihr um diesen Lohn meine Schweine hüten wollt, so könnt ihr bei mir bleiben.“

Eberhard schlug mit Freuden ein und der Handel war abgemacht.

Als bald führte er ihn hinaus in den Wald, wo eine große Schaar von Säuen unter den Eichbäumen und in den Moräften wühlte. „Gebt mir wohl Acht auf die Thiere,“ sagte der Bauer, „und sehet zu, daß keines fehlt, wenn sie des Abends in den Stall gezählt werden; denn beim Verlust eines einzigen Stückes müßt ihr den Dienst verlassen.“

Eberhard versprach, ein guter Hüter zu sein und setzte sich auf einen Wurzelstumpf, von wo er die ganze Heerde überschauen konnte.

Da saß nun der hochgeborne Graf und gottergebene Mann, als Schweinehüter, eine Stellung, die von seltener Demuth und Selbstverleugnung ein erhabenes Zeugniß ablegte. Der niedrigste Arbeiter auf dem Hofe, wenn er auch seinen Schweiß für einen Fremden vergoß, hatte doch wenigstens irgend einen Quell stiller Freuden, indem er sah, wie die von ihm ausgestreute Saat emporkeimte, grünte, blühte und Früchte brachte; Eberhard aber war gar nichts geboten, was ihm die geringste Freude an seinem Dienste gewähren konnte, denn die einzig mögliche, die Anhänglichkeit, ist wohl bei Schafen, niemals aber bei Schweinen zu finden. Aber wenn ihm auch sein Amt keine Freuden bringen konnte, so war

doch das Opfer, welches er um Gotteswillen brachte, für ihn ein Born von Glückseligkeit.

Von diesem Tage an ruhte ein stiller Segen auf der Heerde; nie verlief sich ein Schwein, die Zahl war immer vollständig, und ob schon sie über allen Begriff gediehen, so waren doch die jungen Pflanzen in den Wäldern nie so geschont worden. Die ungesügigen Thiere schienen unter seinem Hirtenstabe sich zu veredeln und die ekeln Gewohnheiten abzustreifen, die uns das Schwein vor allen andern Thieren widerlich machen.

Sein Lager war auf einer Erhöhung im Schweinestalle und um nichts besser, als das der Thiere, die unter seiner Obhut standen.

In der Nacht, wenn Thiere und Menschen im festen Schlafe lagen, stand er auf, zog das härene Bußgewand von seinem Leibe und geißelte sich, daß das Blut in dicken Tropfen am Körper herunterlief, er aber achtete der Wunden nicht, die das harte Bußhemd täglich von Neuem aufriß und seinen Leib zu einer einzigen Citerbeule machten.

Auf dem Meierhose aber ging seit Eberhards Anwesenheit nach und nach eine sehr heilsame Veränderung vor. Das Fluchen und Schwören der Knechte, das ehemals alle Tage geschah, wurde immer weniger

gehört, weil Eberhard mit so eindringlichen Worten dagegen eiferte, daß sie auch bei den Rohesten Eingang finden mußten. Dabei war es zu verwundern, welche moralische Kraft er über die verkommenen Gemüther hatte: War bis dahin der Schweinehirt auf dem Meierhofe immer ein Gegenstand der Verachtung und die Zielscheibe des Wizes gewesen, dem man mit höhnischen Worten und Fußritten antwortete, so wurde er jetzt ein Gegenstand der Verehrung, dem man mit Folgsamkeit entgegenkam.

In's siebente Jahr hinein hütete er im ärmlichsten Anzuge und unter unerträglichen Entbehrungen die Schweine, als eine Wendung in seinem Leben eintrat.

In dem Walde bei Morimond hielten einst einige Ritter, Lehnsleute Adolph's, mit ihren Knappen und Schildträgern Rast, indeß die Rosse im hohen Grase weideten. Ihr Anführer war durchaus nicht bei guter Laune, denn auf ihrer Sendung zum Könige von Frankreich waren sie vom Wege abgekommen und Niemand wußte nähern Bescheid zu geben.

Unter den Knappen befand sich ein lustiger Dumpan, der sich nicht viel aus der Verlegenheit des Anführers zu machen schien, sondern lustig in die Büsche hinein-

trällerte und mit derben Späßen die Uebrigen zum Lachen brachte.

„Gert,“ sagte der Anführer ärgerlich, „statt die Vögel mit deiner häßlichen Stimme zu erschrecken, solltest du lieber umspähen, ob du ein Haus entdecktest, um nach dem Wege zu fragen.“

„Ich werde es mit Vergnügen thun,“ gab er zur Antwort, „haltet nur hier auf dem Flecke still, daß ich euch bei der Rückkehr nicht verfehle.“

Zwei andere Knappen schlossen sich ihm an.

Als sie aus dem Walde getreten waren, stieß Gert einen freudigen Schrei aus und sprach: „So wahr mir Gott helfe, in kenne dieses Thal! Da liegt das Kloster Morimond, in welchem Graf Wallram unsern Junker Adolph zum Ritter geschlagen hat. Und dort ist das Schlachtfeld, wo wir die Lothringer niederschlugen. Mit Freuden gedenke ich noch der Stunde, wo ich dem langen Ritter, der meinem Herrn Eberhard mit der Streitart verwundete, das Haupt mit seiner eigenen Waffe zerschmetterte. Hier auf diesem Flecke, ihr Bürschchen, habe ich eine ganze Reihe mit einem leeren Fasse erschlagen. Ja, lacht nur, ihr Gelbschnäbel; aber es ist simple Wahrheit und kein leeres Gewäsch, wie ich es sonst wohl zur Kurzweil liebe. Von diesem Schlachtfelde

hier datirt sich mein Knappendiplom, und ohne das Faß und meine schwere Mordkeule hätte ich es nie erhalten, und ihr sähet dann mit ritterlicher Verachtung auf mich nieder, wie ich jetzt, mit Erlaubniß zu sagen, auf euch bartlose Junker.“

Die Knappen lachten über seine Schwänke. Er aber betheuerte seine Tapferkeit mit einer Menge von spaßhaften Flüchen und fügte hinzu:

„Gerade von diesem Schlachtfelde verschwand unser guter Graf Eberhard, der geliebte Bruder unseres Landesherrn, der ihn seither fast sieben Jahre lang durch alle deutschen Gauen nachsuchen läßt, ohne je seine Spur gefunden zu haben. Doch, wir vergessen, daß wir uns nach dem Wege erkundigen sollen. Auf, zum Kloster, aus welchem ich vor 7 Jahren in der heißen Schlacht das Faß Wein holte, das unsere bergischen Armee wieder neue Kraft gab und die Schlacht gewinnen half.“

Schon wollten sie gegen das Kloster vorreiten, als Bert in einiger Entfernung unter einem Baume einen Schweinehirten liegen sah. „Der Sauhüter da,“ rief er aus, kann uns den Weg sparen. Der Abt von Morimond möchte es ohnehin nicht sehr gnädig aufnehmen, wenn er mein Antlitz sähe, auf dem er sicherlich das geraubte Weinfäß verzeichnet fände.“

„Holla!“ schrie er den Hirten an, „armseliger Sauhüter, auf und beuge deine Knie vor dem Abgesandten des Grafen von Berge! Hörst du, zerlumpte Dreckgestalt, die sich von den Säuen an Reinlichkeit beschämen läßt? Erhebe dich, Ritter von der gespaltenen Sauhufe und zeige uns den Weg. — Plötzlich stockte ihm das Wort im Munde, denn der Hirt hatte sich erhoben und zu dem Sprechenden umgewandt, ihm ein Antlitz gezeigt, daß er nimmer mehr wiederzusehen glaubte, und am wenigsten unter dem Gewande eines Schweinehirten. Er stieß einen grellen Schrei aus, sank auf seine Kniee nieder und jammerte: „O ich Unglücklicher, mußte ich meinen Herrn Eberhard beschimpfen, den ich mehr liebe, wie meine seligen Eltern! Aber wie konnte ich glauben, daß ich meinen Herrn in so niederer Knechtsgestalt wiederfinden werde? O gnädiger Herr, laßt mich Gnade finden vor euren Augen!“

Weinend und jammernd rutschte er zu dem Hirten heran und umfaßte dessen Knie.

Eberhard stellte sich, als ob er Gert nicht verstehe; aber auch die beiden andern Knappen erkannten ihren Herrn und betheuerten, daß er es sei. Gert aber schwur einen heiligen Eid, daß er die Narbe, die quer über die Stirne lief, in der Schlacht von Morimond

erhalten habe, und daß er Seele und Leib dem Teufel übergeben wolle, wenn dies nicht sein lange beweinter Graf Eberhard sei.

Während Gert noch immer den Hirten um Vergebung anflehte, sprengten die beiden andern Knappen zurück in den Wald und berichteten den Rittern, daß sie ihren Herrn Eberhard selbst und leibhaftig in Gestalt eines Sauhirten angetroffen hätten.

Solches Bubengerede wollte der Anführer nicht gelten lassen, da er es für eine schlechte Erdichtung hielt, und er hob sein Schwerdt, um den Spöttern einen blutigen Lohn zu geben; aber sie betheuertem ihre Aussage mit einem Eide und forderten die Ritter auf, ihnen zu folgen.

Ungläubig zwar, doch neugierig schlangen sich dieselben auf die Rosse und sprengten dem Orte zu, wo Gert sich noch immer mit dem Hirten nicht verständigen konnte.

S kaum waren sie dort angelangt, als auch sie den Grafen erkannten und ihm ihre Huldigung darbrachten.

Die Beharrlichkeit im Leugnen konnte sie nicht des Gegentheils überzeugen, denn sie kannten dieses edele Gesicht allzuwohl und die Narbe auf der Stirne hob jede Ungewißheit auf.

Als er nun sah, daß er sich nicht länger verbergen konnte, gestand er und bat, man möge ihn nicht verrathen, da sein Leben dem Herrn in Armuth und Entbehrung gewidmet sei, und er nicht gedenke, je wieder in sein Vaterland zurückzukehren.

Die Ritter boten alle Ueberredungskünste auf, ihn zur Rückkehr zu bewegen, aber er beharrte auf seiner Weigerung.

„Ich kehre nicht mit euch zurück,“ sprach er mit Festigkeit und Entschlossenheit, „aber saget mir, was in den sieben Jahren meiner Abwesenheit mein Bruder und meine Nessen thaten, oder hat sie bereits der Tod von hinnen gerufen?“

Die Ritter erzählten ihm nun ein Langes und Breites von den bergischen Landen, wie sein Nefse Adolph nach der Schlacht bei Morimond (1126) in dem Kloster zum Ritter geschlagen worden sei, wie Wallram in Folge der Schlacht das Herzogthum Limburg erhalten, und Vieles Andere.

„Ihr sprecht mir von allerlei Welthändeln,“ antwortete er ihnen, „aber ihr sagt mir nichts von meinem Bruder Adolph und meinen Nessen Bruno, dem Probst von St. Gereon. Sind sie gestorben?“

„O nein, sie leben! Graf Adolph ist immer noch des Kaisers Freund und zieht mit ihm von Schlacht zu Schlacht; aber Bruno sitzt seit einem Jahre (1132) auf dem erzbischöflichen Throne zu Cöln, ist des Kaisers innigster Freund und sein unentbehrlicher Rath.“

Als Eberhard diese gute Mähr hörte, fiel er auf sein Angesicht und dankte dem Herrn mit einem inbrünstigen Gebete.

Kommt, sagte er dann, begleitet mich auf den Meierhof, daß ihr euch an Speise und Trank lehet, ehe ihr weiter in Frankreich hineinreitet.“

Gert aber erbat sich von dem Anführer die Gnade, zurückkehren zu dürfen, um die Nachricht von Eberhards Auffindung dem Grafen mitzutheilen. Kaum hatte er diese Erlaubniß erhalten, so setzte er seinem Rosse die Sporen ein, und war bald im Dickicht verschwunden.

IX.

Der Mönch.

Als die Ritter und Knappen mit dem Schweinehirten an der Spitze auf dem Meierhose erschienen, liefen Knechte und Mägde von den Feldern und aus den Ställen herbei und glockten die Herren in ihren kostbaren Rüstungen an. Wie aber erstaunten sie, da sie vernahmen, daß der Sauhirt ein mächtiger Graf aus dem bergischen Lande sei, der freiwillig so niedere Dienste verrichtet habe, um dem Herrn wohlzugefallen. Wohl hatten sie ihn immer für einen absonderlichen Menschen gehalten, der mehr wisse und kenne, wie ihrer eins und in der Furcht des Herrn seine Tage verbringe, aber so hoch hinauf hatten sich ihre Gedanken doch nicht ver-
stiegen.

Als auch der Pächter diese Wundermähr vernahm, ergriff ihn ein Schrecken, daß er den Hirten so schlecht gehalten und ihm weder Lohn noch Kost, sondern nur ein elendes Kleid gegeben hatte. Er beugte sein Knie vor dem Grafen und ersuchte Vergebung. Eberhard aber schalt ihn und nannte ihn einen Narren, daß er so viel Aufhebens von seinem Sauhirten mache.

Der Pächter lief in's Kloster und erzählte dem Abt, welch einen vornehmen Sauhirten er sieben Jahre lang gehabt habe. Der Abt glaubte, sein Pächter sei plötzlich übergeshnappt und hatte nicht übel Lust, ihn in eine Zelle einsperren zu lassen, bis sein Verstand zurückkehre. Aber der Pächter bestand auf dem, was er gesagt hatte und beschrieb die Ritter und Knappen so genau, daß der Abt sich entschloß, mit eigenen Augen zu schauen.

Er kam noch zeitig genug, um zu sehen, wie die Ritter und Knappen sich tief vor dem Hirten verneigten, in größter Ehrfurcht Abschied nahmen und dann hinweg trabten.

Er redete Eberhard in tiefer Unterwürfigkeit an und war erstaunt, in ihm nicht allein einen hochgeborenen Grafen, sondern auch einen tiefgelehrten und sehr frommen Mann zu finden. Lange führte er mit ihm ein

Gespräch über göttliche Dinge und über den damaligen Standpunkt der Wissenschaften und fand, daß Eberhard überall ein Meister war.

„Eure Verborgenheit,“ sagte er, „ist nun nicht länger zu bewahren; die Knechte des Hofes staunen euch wie ein Wunder an, und die Mähr eurer hohen Geburt durchfliegt wie ein Pfeil die Gegend. Wenige Tage werden hinreichen, euch meilenweit in Aller Munde zu bringen und die Menschen von Nah und Fern herbeizuziehen, um euch zu sehen. Ihr werdet dem Herrn nicht mehr ungestört dienen können und eure Tage werden getrübt und verdunkelt werden. Da ihr aber auch nicht in euer Land zurückkehren wollt, so mache ich euch den Vorschlag, hinter die Mauern meines Klosters zu flüchten, um dort den Frieden zu bewahren, den die Pilgerfahrt und diese stillen Wälder eurem Herzen gaben.“

„Wohl wäre das mein sehnlichster Wunsch,“ gab Eberhard zur Antwort, „aber ich halte mich nicht würdig, das geistliche Gewand zu tragen, zumal hier, wo meine Hand einst so viel Blut vergoß.“

Der Abt aber sprach: „Dieser eurer Schuld seid ihr vom Papste losgesprochen, eure Weisheit und Demuth aber überstrahlt die unserer meisten Mönche und so mögt

ihr glauben, daß ihr Gott ein wohlgefälliges Werk thut, wenn ihr Mitglied des Conventes werdet.“

Da neigte sich Eberhard vor dem Abte, fügte sich in dessen Willen und ging mit ihm zum Kloster, wo die Ordensbrüder, ungläubig wie ihr Abt, den Hochgebornen mit großem Erstaunen in seiner Hirtenkleidung empfangen. Wenige Wochen des Lernens reichten hin, ihn für die Weihe vorzubereiten, die unter dem Zulaufe der ganzen Gegend mit Pomp und Feierlichkeit in derselben Kirche vollzogen wurde, wo Adolph in stiller Nacht die Waffengewache gehalten hatte. In dem neuen Ordenskleide leuchtete er allen Brüdern als ein hohes Muster der Frömmigkeit, woran sie sich erbauten und ihm nachahmten.

Als Gert zu Berge ankam und dem Grafen Adolph berichtete, daß sein Bruder Eberhard zu Morimond wiedergefunden sei, wo er auf einem Meierhose die Schweine hütete, ergriff diesen eine unaussprechliche Freude. Sogleich ließ er die Pferde satteln und ritt mit reichem Gefolge hinab nach Lothringen und an die Grenze der Champagne, wo er nach siebenjähriger Trennung seinen Bruder als Mönch im Kloster Morimond wiederfand. Wer beschreibt das Glück und die Freude, als sie sich nach so langer Zeit wieder sahen und in die Arme schlossen!

Adolph war am bewegtesten, das Wiedersehen wirkte um so erschütternder auf ihn, da er den Geliebten längst aufgegeben und als todt beweint hatte. Bei Gert's Nachricht hatte ihn der Zug des Herzens hinweggetrieben, aber immer hatte er noch nicht ohne allen Zweifel an die Wahrheit seiner Aussage glauben können. Jetzt aber hielt er ihn leibhaftig und körperlich in den Armen; eine Täuschung war nicht möglich. Zwar schob sich das Mönchsgewand zwischen sie wie eine trennende Scheidewand und er hätte ihn lieber hoch zu Rosse mit Rüstung und Panzerhandschuhen und funkelndem Schwerdte gesehen; doch er hatte ihn ja selbst, wie sollte er mäkeln um des Gewandes willen.

Keiner von ihnen konnte ein Wort der Mittheilung aus der übervollen Brust hervorbringen, die vor Freude zu zerspringen drohte; lange hielten sie sich stumm verschlungen umarmt, dann machte sich die Freude und Bruderliebe in einem Strome von seligen Thränen Luft, so daß selbst die Mönche und Abt Otto, welche um die Brüder herumstanden, die Rührung nicht unterdrücken konnten.

Der Abt bot Alles auf, was das Kloster vermochte, um den Grafen zu ehren und ihm den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Wie dankbar dieser aber auch die Bemühungen des Abts anerkannte, so fand

er doch keine Zerstreung darin, sondern fühlte sich nur in dem Beisammensein mit seinem Bruder glücklich. Eberhard mußte ihm die Geschichte seiner Pilgerfahrten immer wieder vom Neuem erzählen, wohingegen er diesem mittheilte, wie er seine Boten in alle Lande gesandt und ihn vergeblich gesucht habe; auch theilte er ihm die Ereignisse in der Heimath alle mit und hatte von seiner Gemahlin und seinen beiden Söhnen Adolph und Bruno, welcher letzterer zu Beider Freude jetzt Erzbischof von Cöln war, viel zu erzählen.

Ver schwieg Eberhard auch einen guten Theil seiner Bußübungen und that der Geißel und des häreren Hemdes absichtlich keine Erwähnung, so schien dem Bruder doch des Frommen zu viel geschehen zu sein und immer wieder von Neuem vergoß er Thränen über die niedrigen Dienste, die Jener freiwillig verrichtet, und die Entbehrungen, die er um Gotteswillen erduldet.

Der Mönch aber lächelte und sprach: „Kännstest du die Süßigkeiten solcher Uebungen, du würdest deine Thränen nicht unzeitig vergießen, sondern mich vielmehr glücklich preisen, daß mich der Herr würdigte, seinetwillen zu entbehren. Ich hoffe mit der tiefsten Inbrunst meines Herzens, daß auch dir der Staar gestochen wird, wenn der Herr das Auge deines Geistes reif dazu findet.“

Nachdem sie gegenseitig ihre Herzen ausgeschüttet hatten, drang Adolph in den Bruder, mit ihm nach Berge zurückzukehren und die Würde seines Standes wieder anzutreten.

Eberhard aber sprach: „Freiwillig habe ich dem Leben der Welt, dem Reichthum und der Macht entsagt, um in der Einsamkeit und der Entbehrung den Frieden des Herzens und die Ruhe der Seele zu finden, und jetzt, wo mich das Entbehren nicht mehr schmerzt, wo mir der Umgang mit Gott ein Bedürfniß geworden, jetzt sollte ich mich nochmals in jenen Strudel hineinstürzen, aus welchem ich nur mit Mühe das Leben des Geistes gerettet habe? Ein solches Verlangen würde ein schlechtes Merkzeichen deiner Bruderliebe sein. Kehre zurück, behalte Alles, was mir durch die Rechte der Geburt zugehört, regiere glücklich und sei deinen Unterthanen ein so guter Vater, wie du mir ein guter Bruder bist. Ueberdies bedenke, daß ich das Ordenskleid trage und daß mein Gelübde mir nicht erlaubt, zu thun, was den Sinnen schmeichelt oder dem Willen genehm ist.

Da wurde Eberhard tief betrübt und wandelte mit gesenktem Haupte im Klostergarten umher, weil er die Wahrheit jener Worte einsah und auf seinen Bruder für immer verzichten mußte. Schon wollte er sich mit

trauerndem Herzen zum Abschiede anschießen, als ihm ein glücklicher Gedanke kam. Er eilte zu Eberhard und sprach: „Wohl sehe ich, daß dein Gelübde ein heiliges ist, dem du nicht untreu werden darfst, ohne von Gott und deinem Gewissen gestraft zu werden; aber die Erfüllung desselben ist ja nicht an einen Ort gebunden — so komm denn mit mir in die Heimath und auf unser Schloß Berge, das du zu einem Kloster einrichten magst, um dort deinem Gelübde treu zu leben.“

Eberhard hatte häufig den Entschluß gefaßt, als Selbstverbannter die Orte zu meiden, wo er einst so glücklich gewesen, wo alle Erinnerungen seiner Kindheit so duftig blühten, dagegen sein Leben an der Stätte zu verbringen, die ihn immerfort an das vergossene Blut mahnen mußte; aber er gedachte jetzt, daß es lieblos sein würde, dem Bruder alles zu versagen und ihn mit blutendem Herzen heimziehen zu lassen, darum erklärte er sich nach langer Erwägung mit diesem Vorschlage einverstanden und beide gingen zum Abte Otto, dessen Genehmigung zu erlangen. Ungern sah dieser den frommen Mönch scheiden, aber er betrachtete es als einen Wink des Herrn, daß durch diese wunderbare Fügung von Morimond aus das zweite Kloster am Rheine ge-

gründet werden sollte und gab ihnen seine Einwilligung und seinen Segen.

Nun duldete es unsern Adolph nicht länger im Kloster und er drängte mit Ungestüm auf die Abreise, die dann auch bald erfolgte. Der ganze Convent begleitete sie eine Strecke Weges und der Pächter, bei welchem Eberhard die Säue gehütet, sein Weib, seine Knechte und Mägde kamen herbei, um dem frommen Mönche die Hände zu küssen und sich seinen Gebeten zu empfehlen.

Mit Blitzesgeschwindigkeit hatte sich rings im Lande die Kunde verbreitet, daß der Bruder des wunderbaren Mönchs gekommen sei, um denselben nach Deutschland zurückzuführen; deshalb liefen auf allen Wegen die Neugierigen zusammen, das Bruderpaar zu sehen und ihnen eine Strecke zu folgen.

Am Rheine hatte Gert mit begeisterten Worten die Heiligkeit seines Herrn Eberhard geschildert, so daß das ganze Land in freudiger Erregung seiner Rückkehr harrete. Ihre Heimkehr glich dem Krönungzuge eines gewaltigen Kaisers, denn da war keine Hütte im ganzen Lande, deren Bewohner nicht herbeiströmten, den frommen Vater Eberhard zu sehen und sein Gewand oder seine Hände zu küssen.

Bererst ging der Zug nach Altena, wo der längst als todt Beweinte von seiner frommen Schwägerin Meide und seinem Neffen Adolph mit großer Freude empfangen wurde. Unübersehbare Massen braver Westphalen hatten sich vor der Burg versammelt, den geliebten Landesvater und den verloren geglaubten Eberhard zu sehen; auch Erzbischof Bruno fand sich auf dem Schlosse ein, seinen Oheim und Lehrer in warmer Liebe zu umarmen.

Eberhard aber sehnte sich nach der Ruhe und dem Klosterleben und Adolph drang vergebens in ihn, noch einige Zeit auf seinem Schlosse zu verweilen. Da er nun sah, daß alle Bitten vergeblich waren, ließ er eine Urkunde aufsetzen, worin seinem Bruder das väterliche Schloß, die Burg Berge im Dhünthale mit hinreichenden Grundstücken und Renten zur Errichtung eines Klosters zugesagt wurde; auch vermochte er die fromme Gifela, die Gemahlin seines Veters, des Landgrafen Sozzo, daß diese ihm den Berg des heiligen Georg mit den dazu gehörigen Grundstücken zu demselben Zwecke abtrat.

Auf dem Schlosse Berge wurde nun gezimmert und gemauert, wie es die haultichen Veränderungen nothwendig machten. Tag und Nacht ruhten Hammer und

Meißel nicht, bis aus der väterlichen Burg ein Kloster geworden war.

Eberhard hatte dem Abte Otto von Morimond geschrieben, daß das Gebäude seiner Vollendung entgegengehe und des Abtes und einer Anzahl Mönche harre. Otto fand von allen Mönchen aus Morimond keinen so würdig, Abt des neuen Klosters zu werden, als Eberhard, den Stifter desselben; doch lehnte dieser die Würde in bescheidener Demuth mit Bestimmtheit ab, da er glaubte, so hoher Ehren nicht werth zu sein und überdem befürchtete, im Drange der vielen Geschäfte dem Gebete nicht genugsam obliegen zu können. Otto schickte nun den Abt Berno, einen gebornen Franzosen, nach Deutschland und mit ihm zwölf Brüder, welche die Zellen des neuen Klosters bewohnen und ihre Seelsorge durch die bergischen Thäler verbreiten sollten.

Es war am 23. August des Jahres 1133, als Eberhard im weißen Gewande des Cisterzienser-Ordens an der Spitze der 12 Mönche einzog. Erzbischof Bruno weihte das Kloster, dieselben Räume, in denen wir ihn als Jüngling der Wissenschaft obliegen sahen, unter großen Feierlichkeiten ein und nannte es: Das Kloster der heiligen Maria zu Berge.

Das Geräusch des hohen Festes wich bald der klösterlichen Stille und den geistlichen Uebungen in Gebet und Betrachtungen, so wie der Erfüllung guter und nützlicher Werke. In allen diesen Punkten strahlte Eberhard als ein Muster und eine Leuchte der Frömmigkeit seinen 12 Brüdern voran, und keiner war darunter, der ihn nicht wie einen Vater verehrte.

Graf Adolph sah diese Inbrunst der Andacht nicht ohne Rührung, und zuweilen überkam ihn selbst eine Anwandlung heiliger Empfindung und stiller Gottesverehrung, die sich um so mehr ausbildete, als er den geliebten Bruder nur ungern und auf kurze Zeit verlassen mochte. Um immer das Vergnügen seiner Gegenwart zu genießen und sich nie mehr von ihm trennen zu dürfen, übergab er endlich die Regierung seines Landes seinem Sohne, legte Schwerdt und Harnisch auf den Altar und zog das weiße Mönchsgewand an, welches sein vielgeliebter Bruder trug.

Wie glücklich fühlte er sich nun, daß er immerfort mit Eberhard vereinigt, an dessen Uebungen der Gottseligkeit theilnehmen konnte. Als einfache Mönche, die trotz ihres hohen Ranges vor keinem der übrigen Brüder etwas voraus haben wollten, wohnten sie in der engen

Zelle, schliessen auf dem harten Lager und sangen und beteten zusammen im Chöre.

Zuweilen, wenn ihre Augen aus dem Fenster ihrer Zelle hinabschauten in das Thal und über die einschließenden Berge, fragte Eberhard: „Mein geliebter Bruder, würdest du dieses Mönchsgewand und deinen innern Frieden jetzt noch umtauschen gegen die Herrschaft über Land und Leute, gegen ein bluttriefendes Schwerdt, eine tödtende Lanze und ein schwerfälliges Kleid von Eisen, um unter wüstem Kriegsgeschrei in Blut zu wandeln?“

„O mein Bruder“ antwortete dann Adolph, „der Herr hatte mich mit Blindheit geschlagen, aber er hat mir, wie einst Saul, das Licht der Augen wieder gegeben, um das einzig Gute und Wahre zu erkennen. Ich würde dieses weiße Habit nicht mehr vertauschen und wäre es auch um die Krone unseres Freundes Lothar, der mit seinem Kaisermantel nicht so viel Erde bedecken kann, daß er sorgenfrei eine einzige Nacht darauf schlafe. Wir aber fühlen uns glücklich im Beisammensein und im Dienste des Herrn.“

Der Reichthum des Klosters nahm durch Schenkungen von Wald, Grundstücken und ganzen Höfen außerordentlich zu, und es gab kein Kloster weit und breit, das solche Besizthümer aufweisen konnte. Fürsten, Kaiser

und Könige thaten ihre Hand auf, das Kloster zu beschenken, weil, wie die Geschichte ausdrücklich sagt, der Convent durch seine außerordentliche Frömmigkeit jeden Besucher erbaute. Der Ruhm des Klosters reichte so weit, daß er selbst zu den Ohren des damaligen Papstes Innocenz II. drang, der es in seinen Schutz nahm und dessen Besitzungen und Einkünfte bestätigte.

Ein harter Verlust aber sollte die beiden Brüder auch in ihrer Abgeschiedenheit treffen: Erzbischof Bruno war dem Kaiser Lothar so unentbehrlich geworden, daß er ohne dessen Rath und Zustimmung fast nichts unternahm und ihn häufig um seine Person haben mußte. Da es nun geschah, daß Anacletus dem Papste feindlich entgegentrat, ihn mit Krieg und Brand überzog, um den heiligen Stuhl an sich zu reißen und den rechtmäßigen Papst zu verdrängen, schrieb dieser ein Concilium nach Clermont in Frankreich aus und ließ Lothar wissen, daß er seines Schutzes bedürfe und deßhalb nach Deutschland kommen würde, ihm seine Beschwerden vorzulegen. Der Kaiser sagte vorläufig seinen Beistand zu und nachdem er die Dänen und Slaven gezüchtigt, sandte er den Bischof Gesebrecht von Münster zum Papste nach Clermont und ließ ihm seine Ankunft melden.

Der Papst und der Kaiser verfügten sich darauf in Begleitung vieler Großen und geistlichen Würdenträger nach Lüttich, wo der Kaiser abermals Hülfe versprach. Auf dem darauf folgenden Concilium zu Mainz wurde der Heerzug nach Italien geregelt, dann zogen der Kaiser und der Papst hinab nach Cöln, wo damals Bruno Bischof war*). Hier trennten sie sich, nachdem sie verabredet, wo sie in Italien zusammenstoßen wollten.

Jener Heereszug nach Italien wurde von Lothar für den Papst günstig ausgeführt; aber Innocenz sollte noch keine Ruhe haben, denn es begab sich, daß der Normännische König Roger von Apulien Italien eroberte und den Papst (1136) gefangen nahm. Nun nahm Lothar abermals einen Heerzug nach Italien vor und Erzbischof Bruno mußte ihn begleiten.

Der Kaiser eroberte eine Stadt und Festung nach der andern und befand sich im Jahre 1137 zu Barri in Apulien, um dort das Pfingstfest zu feiern, als Bruno von einer bössartigen Krankheit ergriffen wurde und starb. Einige Schriftsteller sagen, der Kaiser habe seine Eingeweide in einen bleiernen Sarg einschließen und nach

*) Wir erwähnen des Obigen, weil es an und für sich schon einen Werth hat, zu erfahren, daß ein Papst um jene Zeit in unserer Nähe war.

Altenberg bringen lassen, wo sie beigesezt worden seien, andere behaupten, sein Körper sei zu Barri in der St. Nicolaikirche beerdigt worden. Das Letztere hat am meisten Wahrscheinlichkeit für sich.

Kam aber auch sein Leib nicht nach Berge, so doch die Kunde von seinem allzufrühen Ableben, welche die beiden gräflichen Mönche in die tiefste Betrübniß versetzte und das ganze bergische Land in Trauer und Wehklagen. Mit allem Pompe, den das Kloster aufzubieten vermochte, wurde ihm eine Leichenfeier zu Berge veranstaltet und die Räume des ehemaligen Grafenschlosses wimmelten jetzt einmal wieder von Rittern und Knappen.

Adolph und Eberhard aber, welche glaubten, daß sie der ganzen Welt abgestorben seien, fühlten, daß es noch immer Fäden gab, die sie an's Leben banden, ja sie wurden erst recht inne, daß mit der Liebe zu Gott auch die Menschenliebe empornwächst. Gebet und Ergebung machten auch diese tiefe Wunden verharrschen und der heilige Friede senkte sich wiederum auf diese beiden Zwillingsherzen, als nach dem Tode Lothars Konrad von Hohenstaufen, der neue Kaiser, zum Schwerdte griff, und überall in den deutschen Landen die Kriegslöwe wieder hoch aufflackerte.

X.

Der heilige Bernhard von Clairbeaur.



Das alte Schloß Berge, in welchem sich das Kloster befand, war mit der Zeit gebrechlich und haufällig geworden, weshalb die Mönche an bedeutende Ausbesserungen oder einen Neubau denken mußten. Da aber die Lage des Kloster auf dem steilen Berge sehr unbequem war, so zog der Abt Berno das Letztere vor. An der Dhün, im Thale, stand eine der Mutter Gottes geweihte Wallfahrtschapelle; diesen Ort bestimmte er zur Baustelle und schon im Jahre 1145 begann man dort eine dreischiffige, im Chor überwölbte Basilika zu bauen.

Mitten in diese Bauthätigkeit hinein ertönte der Schreckensruf aus Asien, die Hauptstadt Edessa sei von den Sarazenen erobert und zerstört und 40,000 Einwohner erschlagen worden. Diese Kunde erschütterte alle

christlichen Länder und tönte durch Europa wie ein lauter Klageschrei, denn Edessa wurde als die Vormauer von Jerusalem angesehen, das seit 1099 durch Gottfried von Bouillon ein christliches Königreich geworden war.

Der Gedanke war schrecklich, daß schon nach 54 Jahren das Grab des Erlösers wieder in die Hände der Türken fallen sollte. Die Theilnahme war allgemein, aber auch die Rathlosigkeit, und wer weiß, ob thätliche Hülfe gekommen wäre, hätte Gott nicht einen frommen Mann erweckt, der die Schwerdter der Fürsten aus der Scheide zu ziehen vermochte.

In einer wüsten Gegend Frankreichs hatte Bernhard von Clairveaux ein Kloster gegründet, das seinen Ruhm durch ganz Europa trug. Hier lebte er in abgeschlossener Strenge, als der Ruf auch zu ihm drang. Der Geist Gottes trieb ihn empor und der damalige Papst Eugen III. sandte ihn an die Fürsten und Völker, um einen neuen Kreuzzug zu predigen. Eine Menge wollener Kreuze mit sich führend, predigte er zuerst in Frankreich, und seine begeisterten Worte rissen das Volk und den Adel dermaßen hin, daß die Kreuze nicht ausreichten, und er seinen Mantel noch zerschneiden mußte, um dem Begehre darnach zu genügen; selbst der König, seine Gemahlin und sein Bruder ergriffen es mit Hast.

Jetzt wandte Bernhard sich nach Deutschland, um auch dort das Kreuz zu predigen. Abt Berno zu Altenberg war sein treuer Freund und zu diesem kam er jetzt (1146), damit er ihm beistehe in seinem heiligen Werke und ihm als Gehülfe zur Seite sei. Seine strenge Lebensweise, seine einsamen Studien, seine ergreifende Beredsamkeit und seine freimüthige Sprache hatten ihm den Ruf eines Propheten gegeben und ganz Europa hörte auf diesen Mann, den man den honigfließenden Lehrer nannte, wie die Griechen auf ihre Orakel lauschten.

Er zog mit seinem Gehülfen Berno durch Deutschland und riß alle Gemüther mit sich fort, doch Kaiser Konrad, mit den Angelegenheiten seines eigenen Reiches beschäftigt, suchte ihm auszuweichen. Aber der unermüdlige Prediger eilte ihm bis Speier nach und sprach vor den Fürsten und Prälaten mit donnernder Beredsamkeit; besonders wandte er sich an den Kaiser und sprach: Wie wirst du einst am jüngsten Tage Rechenschaft geben können von der Erfüllung deiner Pflicht? Diese und andere Worte drangen in des Kaisers Herz wie glühende Pfeile und er war dem Werke gewonnen. Gerührt erhob er sich vom Throne und sprach: „Ja,

ich erkenne den Willen und die Gnade Gottes; er soll mich nicht undankbar finden.

Als der Kaiser das Kreuz genommen, griffen darnach auch die Großen des Reiches, von welchen wir besonders seinen Neffen Friedrich, den nachmaligen großen Kaiser Friedrich Barbarossa erwähnen. Man kann leicht denken, daß das bergische Land, dessen Hügel und Thäler von Mitterburgen wimmelten, nicht zurückblieb, sondern in großen Schaaren das Kreuz nahm, zumal seine Grafen solchen Werken hold waren und sein geliebter Abt Berno das Werk der Kreuzpredigten mit dem heiligen Bernhard theilte.

Der Andrang war so groß, daß Bernhard von der Volksmenge fast erdrückt wurde. Schwach von Körperbau war er nicht im Stande, sich durch die Menge zu arbeiten und der Kaiser mußte ihn auf seine starken Arme nehmen und aus der Kirche tragen, damit er in dem großen Gedränge keinen Schaden nähme.

Von da zog er in Begleitung Berno's den Rhein hinab und die Annalen jener Zeit erzählen uns, er habe aller Orten den Blinden das Gesicht, den Tauben das Gehör und den Lahmen den Gebrauch der Glieder wieder gegeben. Man sagt, er habe an einem Tage

36 Wunder gewirkt und jedesmal habe das Zusammen-
geläute aller Glocken diese Wunder verkündigt.

Von Boppard machte er die Reise zu Wasser; an jedem Uferdörfchen mußte sein Schifflein anhalten, damit er der harrenden Menge den Segen spende; in Coblenz war die ganze Stadt zum festlichen Empfange bereit und freute sich, daß der heilige Mann Eintritt in ihre Mauern nehmen wolle; aber Wilhelm von Helfenstein vereitelte dieses Glück: Seine fromme Gemahlin Benigna hatte ein großes Verlangen, den heiligen Mann zu sehen und in ihrer Burg Helfenstein zu bewirthen, deßhalb lag sie Wilhelmen an, daß er ihr entgegenreise, ehe die Koblenzer ihn zu Gesichte bekämen.

Wilhelm that nach Benignas Willen und reiste rheinaufwärts; sobald er des Heiligen Antlitz erblickte, fiel er auf seine Kniee nieder und fleht in tiefster Demuth um die Gunst, Bernhard möge in seine Burg Helfenstein einkehren, daß er ihn bewirthe und seines Umganges theilhaftig werde.

Der heilige Bernhard gehörte nicht zu jenen kleinen Characteren, die sich mit dem Umgange der Großen schmeicheln und ihre Nähe suchen, denn obsehon Papsst Innocenz sein Freund, Papsst Eugen III. sein Schüler war, Kaiser und Könige seine Freundschaft und seinen

Rath suchten und darnach trachteten ihn dem Throne nahe zu haben, so zog er es doch vor, in der Einsamkeit seines Klosters, wo die Natur und das Leben gleich wenig Reize boten, in tiefen Studien und stiller Betrachtung zu leben und nur dann öffentlich aufzutreten, wenn es das Wohl der Völker erforderte.

Als er aber den Rittersmann so demüthig auf den Knien liegen sah und dessen treuherzige Gesinnung erkannte, stieg er aus seinem Schifflein und zog mit ihm in die Burg, wo er von Benignen mit großer Andacht empfangen wurde. Sie hing mit Entzücken an seinen Lippen und seine Worte flossen wie Honigseim in ihre empfängliche Seele.

Als der Heilige sich am andern Morgen zur Abreise rüstete, äußerte sie ihrem Gemahl das heiße Verlangen, von St. Bernharden ein Stück seiner Kleidung zu besitzen, daß es ihr zeitlebens ein Gegenstand der Verehrung und nach ihrem Tode ein theures Kleinod der Familie bleibe. Sie selbst hatte das Herz nicht, ihr Begehren dem Heiligen vorzulegen; aber Wilhelm trat vor ihn und theilte ihm in aller Demuth den Wunsch seiner Gattin mit. Da ließ der Mann Gottes sie zu sich rufen und überreichte ihr das Barret, welches er auf

seiner Predigtreise getragen, auf daß es ihr und ihrem Hause zum Segen gereiche.

Ich will es nicht versuchen, die Freude zu beschreiben, welche in ihrem Herzen war, sobald sie das theure Kleinod in ihren Händen hielt. Nur sei erwähnt, daß sie ein hohes Alter erreichte und auf dem Sterbebette ihrem Sohne Arnold das Barret übergab mit der Hoffnung, einer ihrer Nachkommen möge das Kleid des heiligen Bernhard tragen und mit dem Barrete den Segen des Himmels auf sein Haupt setzen. Arnold war zu jener Zeit schon Vater von drei Kindern, aber er glaubte nach dem Tode seiner Frau, den Wunsch der Mutter nicht besser erfüllen zu können, als dadurch, daß er selbst ein Mönch nach der verschärften Regel jenes Heiligen wurde.

Wir wissen nicht, ob Bernhard seinen Gehülfen Berno nach Altenberg begleitet, doch nehmen wir es als wahrscheinlich an, da es ihm nicht weit aus dem Wege lag und er jedenfalls ein Interesse an dem neuen Klosterbau hatte, um so mehr, als die frommen Mönche, die Brüder Eberhard und Adolph unter so wunderbarer Himmelsfügung auch seine Brüder geworden waren, und Eberhard ihm von Morimond aus wohl bekannt war. Sein Freund, der Bischof Otto von Freisingen, der frühere Mönch von Morimond und der Bruder des Kaisers

Konrad, welcher letzterer ja auch ein besonderer Freund der beiden Mönche war, hatte ihn noch auf Altenberg aufmerksam gemacht. Auch hielt er gerade um jene Zeit eine Kirchenvisitation in Deutschland ab, was ihm um so größere Veranlassung geben mußte, nach Altenberg zu gehen, wo die Mönche in einem besondern Mufe der Frömmigkeit standen.

Im folgenden Jahre, als der von Bernhard gepredigte Kreuzzug vor sich ging, wurde die Kirche vollendet und von dem Erzbischofe Arnold von Köln am 7. November feierlich eingeweiht. Die Klostergebäude, welche noch heutigen Tages südlich von der Dhünbrücke zu sehen sind, wurden am Tage der Kirchweihung von den Mönchen bezogen; aber heute ertönen in ihnen nicht mehr die Gesänge und Gebete der Mönche; die Zeit hat sie dem Geldgewinnte dienstbar gemacht und das Getöse der Maschinen ist an die Stelle des Gebetes getreten.

Abt Berno aber starb am 25. August 1151 im Mufe der Heiligkeit und die Legende erzählt, daß an seinem Grabe eine Menge Wunder geschehen und er wegen seiner Frömmigkeit noch lange im Andenken des Volkes fortgelebt habe.

Wie jene Zeit reich an hervorragenden Thaten war, so war sie auch reich an Ereignissen, die nach dem kind-

lichen Glauben jener Zeit immer als mittelbare Worte Gottes an die Menschheit betrachtet wurden.

Als Kaiser Lothar im Jahre 1133 aus Italien nach Deutschland zurückkam und den heiligen Bernhard zu Rath und Beistand in seiner Begleitung hatte, ereignete es sich am 2. August um die Mittagsstunde, daß man wegen einer starken Sonnenfinsterniß die Sterne am Himmel sehen konnte und in den Häusern die Lampen anzünden mußte, welche Sonnenfinsterniß einen ganzen Monat lang die wunderbarlichsten Gewitter folgten. Am Ende des Jahres 1134, da Lothar das Weihnachtsfest zu Cöln feierte, erhoben die Bürger einen muthwilligen Aufruhr, so daß der Kaiser erzürnte und von dannen über den Rhein und durch das bergische Land nach Fricklar in Hessen zog. Den 7. März des Jahres 1135 sah man bis an den hohen Mittag drei Sonnen nebeneinander am Himmel stehen. Der Sommer war so heiß und dürre, daß viele Gewässer ganz austrockneten und man den Rhein durchwaten konnte. Wälder entzündeten sich von selbst und der Erdboden war so heiß, daß Schwefel und leicht brennbare Sachen sich darauf entzündeten und an vielen Stellen die Flamme aus dem Boden schlug, so daß kein Wasser sie löschen konnte.

Auf diesen heißen Sommer folgten 1136 viele Feuersbrünste, ganze Städte und Dörfer, Dome, Kirchen und Klöster wurden in Asche gelegt; und 1137 war der Sommer wieder so glühend, daß viele Leute aus Durst starben.

1138, nachdem Bruno in Italien gestorben, segnete bald darauf auf seiner Heimreise auch Kaiser Lothar in einem Dörflein sein Leben.

Vom folgenden Jahre 1139 wird berichtet, sei Johannes de temporibus, der noch Kaiser Karls des Großen Waffenträger gewesen, in einem Alter von 360 Jahren gestorben, weshalb man ihm den Namen: der letzte Methusalem gab. Da dieses Alter nicht geschichtlich erwiesen, so mag die Sage hier blos der Merkwürdigkeit wegen ihren Platz finden. 1143 war die Luft mit ungewöhnlich großen Fliegen erfüllt, welche durch ihre meilenbreite Ausdehnung die Luft verfinsterten und so tief flogen, daß man mit den Händen in ihre dichten Schaaren hineingreifen konnte. Eine verderbliche Seuche unter Menschen und Vieh folgte auf diese Plage. 1145 wurde in Mayen ein Comet gesehen, dem im folgenden Jahre ein starkes Erdbeben folgte, dessen Donnern fünfzehnmal nach einander gehört ward. 1146, nach Pfingsten, erfroren in Deutschland Bäume, Weinstöcke und

andere Gewächse und im Brachmonate richtete eine Ueberschwemmung großen Schaden an den Feldfrüchten an. 1147 war abermals eine dreistündige Sonnenfinsterniß, der eine solche Hungersnoth folgte, daß viele Armen und mehrere tausend Kriegsknechte aus Mangel an Nahrung umkamen.

Schl u ß.

ünf Jahre lang erfreuten sich die Brüder in dem neuen Kloster noch der Ruhe und des Gebetes, und ein Tag unterschied sich von dem andern nur durch die stets wachsende Hingebung in Gott. Während der Nacht lagen sie mit den übrigen Mönchen in einer langen Doppelreihe auf ihren harten Strohsäcken, die Arme über der Brust gekreuzt, die Kapuze halb aufgeschlagen, denn um immer zum Aufstehen bereit zu sein, legten sie auch im Schlafe das Gewand nicht ab.

Der Sakristan allein schläft nicht bei ihnen, sondern in der Nähe der Kirche; sobald ihn der Becker seiner Uhr vom Schlafe ermuntert, steht er auf und läutet die Glocke, zum Zeichen, daß die Brüder sich erheben und für die schlafende Welt beten sollen. Kaum tönt ihr

Schall in das Schlafgemach, so stehen sie mit dem Zeichen des Kreuzes auf und folgen hintereinander, den Kopf mit der Kapuze bedeckt und die Hände in den Ärmeln der Kutte verborgen, in das Oratorium, wo das Offizium gesungen wird.

Bei Tagesanbruch, nach Abhaltung des Kapitels und der Selbstanlage, gingen die Mönche mit dem Spaten und der Hacke auf das Feld, um den Boden für die Menschen zu cultiviren und der unergiebigsten Scholle den Tribut abzufordern. In Gebet, Arbeit und Betrachtung verging der Rest des Tages. Eines Sonntags, nachdem bei der Communion der Laienbruder sich alle den Friedensfuß gereicht hatten, fühlte Eberhard seinen Körper von einer außerordentlichen Schwäche überfallen, und während die Communicanten mit dem goldenen Röhrchen das heilige Blut aus dem Kelche tranken, sank er wie leblos zurück in seinen Chorstuhl.

Sein Bruder, welcher den Stuhl neben ihm einnahm, sah ihn hinsinken und geleitete ihn auf einen Wink des Abtes in das Kloster zurück, wo er in das Krankenzimmer gebracht wurde.

Der Abt hot ihm ein weicheres Lager, Weißbrod Wein und Fleisch an. wie es in solchen Fällen die Regel erlaubte, aber Eberhard konnte zum Genuffe dieser Er-

leichterungen nur durch den ausdrücklichen Befehl des Abtes vermocht werden.

Arzneien, wie sie heut zu Tage in den Apotheken verkauft werden, waren bei den Mönchen weder gebräuchlich, noch zulässig; man begnügte sich mit den Wurzeln, welche man im Winter gesammelt und nach dem Trocknen zu Pulver gestoßen hatte.

Eberhard fühlte den nahenden Tod und freute sich der Auflösung und der Vereinigung mit seinem himmlischen Vater. Adolph gab sich dem Schmerze hin, daß er den Bruder verlieren sollte, den er von allen Menschen auf Erden am meisten geliebt hatte; aber der Kranke tröstete ihn und sprach: „Traure nicht, du wirst mir bald folgen; ehe du aber von hinnen scheidest, werde ich dir ein Zeichen senden, damit dir der Tag des Todes und der Wiedervereinigung nicht plötzlich kommen.“

Es war im blüthenreichen Monat Mai; das Fenster der Krankenzelle stand offen, ein balsamischer Hauch durchwehte das Gemach und die unzähligen Nachtigallen*),

*) Eine alte Sage erzählt, der heilige Bernhard von Clairvaux habe als strenger Klostersvisitator alle Nachtigallen vom Kloster Himmelrath in der Eifel vertrieben, weil die Mönche, von ihrem Gesange bezaubert, sich der Weichlichkeit hingaben. Die Nachtigallen allesammt flogen nach Alten-

welche um das Kloster Altenberg herum wohnten, erhoben einen tausendstimmigen Gesang, in welchem, mit dem Schmerze um den scheidenden Bruder, die Wonnetöne der nahenden Himmelsherrlichkeit sich vermischten.

Sämmtliche Mönche hatten sich auf dem Chore versammelt, frommes Gebet und erhebender Gesang stiegen zu den hohen Gewölben empor. Mitten unter diesem doppelten Gottesdienste der Menschen und der Natur begann sich Eberhards Seele vom Körper zu lösen.

Sobald die Todesgefahr sichtlich wurde, reichte ihm der Abt die letzte Delung und die heilige Bezgehrung in Gegenwart der Genossenschaft. Dann, in dem Augenblicke, wo der Todeskampf eintrat, bestreute man auf dem Fußboden neben dem Sterbebette in der Form des Kreuzes eine Stelle mit Asche, deckte Leinwand darüber und legte den Sterbenden darauf. Als dieses geschehen war, nahmen die Mönche die Klepper, schlugen dieselbe mit Geräusch und zogen viermal die Glocke, um alle Mönche an das Sterbelager zu rufen.

Sobald sie erschienen waren, warfen sie sich auf den Boden und als er in der Stunde der Abenddämme-

berg, wo die Mönche dem Herrn in strenger Zucht und Andacht dienten.

zung, den 15. Mai 1152, seinen Geist aushauchte, stimmten sie den Antiphon Subvenite an, worin sie die Engel und Heiligen baten, die Seele des Scheidenden in Abrahams Schooß zu tragen.

Ruhe herrschte in der Sterbekammer, Adolphy lag über dem Leichnam seines vielgeliebten Bruders und wünschte, mit ihm zu sterben. Da traten zwei Mönche ein, welche die Leiche wuschen und sie im Ordenskleide und mit unbedecktem Antlitze in die Kapelle trugen, wo Adolphy und noch ein Ordensmann bei ihm wachten bis zur Stunde der Beerdigung.

Nachdem die Genossenschaft das Offizium dem Verstorbenen gesungen, wurde das Antlitz des Todten mit der Kapuze bedeckt, vier Ordensleute erfaßten die Leiche und trugen sie zur Gruft. Kein Sarg ward ihm, weil das Gelübde der Armuth und der Demuth diesen Luxus verbot; in seiner Kutte, welche die Stelle der Leichentücher vertrat, senkte man ihn in die Gruft.

Mit froher Erwartung harrete nun Adolphy des Zeichens, das ihm sein Bruder senden werde. Nicht lange sollte er warten: auf seinem Chorstige fand er im October desselben Jahres eine weiße Rose, das Wappen der Grafen von Berg, welche ihm die Stunde der Scheidung ankündigte. Mit Freudigkeit machte er sich alsbald zum Sterben bereit

und übergab seine Seele desselben Tages dem Herrn. Seit jener Zeit, sagt die Legende, fand jeder Ordensbruder, dessen Lebensende nahte, auf seinem Chorsitze eine weiße Rose, und da es sich einst begab, daß einem jungen Mönche dieselbe zu Theil wurde, der sich noch nicht nach dem Tode sehnte, so schob er unvermerkt die Rose seinem Nachbar hin. Plötzlich färbte sich die Rose blutroth und nach drei Stunden waren beide Mönche Leichen. Seit jenem frevlen Beginnen aber wurde das Warnungszeichen nie mehr auf den Chorstühlen von Altenberg gesehen.

Die rothe und die weiße Rose aber blieben ein bedeutsames Zeichen für das Kloster und noch in neuerer Zeit fand man sie in den Wänden eingefügt. *)

Adolph ward neben seinem Bruder im Chore zur Erde bestattet, aber die Bruderliebe, die das Grab überdauerte, litt die Trennung nicht. Zum Erstaunen der Mönche fand man am andern Morgen die Gruft Adolphs eingestürzt und seine Leiche im Grabe Eberhards. Ueber demselben aber waren zwei Lilienstengel emporgesproßt,

*) Als später der heilige Engelbert von Berg, Erzbischof von Cöln, vom Grafen Isenburg am Gevelsberg ermordet wurde, wollten die Grafen von Berg das also beschimpfte Wappen nicht mehr tragen und nahmen ein anderes an.

welche sich zu einer Blüthe vereinigten und so auch nach dem Tode Zeugniß gaben von einer Liebe, wie sie selten auf Erden gefunden wird.

Am Grabe der beiden Brüder geschahen eine Menge von Zeichen und Wunder, die sich noch lange im Gedächtnisse des Volkes erhielten und Pilger und Wallfahrer in großen Schaaren herbeizogen. Der Papst aber sprach sie heilig und als Heilige wurden sie vom Volke weit und breit verehrt, besonders aber von den Bergischen, ihren ehemaligen Unterthanen.

Der Reichthum des Klosters nahm in einem so erstaunlichen Maße zu, daß das Beispiel fast einzig da steht. Dies hatte seinen Grund darin, daß die Bergischen Altenberg als den Mittelpunkt ihres geliebten Landes betrachteten, wo die Wiege ihrer Herrscher gestanden und wo das Reich seinen Anfang genommen. Mancher Ritter schenkte aus frommer Dankbarkeit diesem Mittelpunkt einen Theil seiner Güter oder legte auch wohl seine ganze Habe auf den dortigen Altar, ehe er hinab nach Asten zog, um mit deutschem Schwerdte die Türken zu bekriegen und das Grab unseres Heilandes zu erobern. Auch Erzbischöfe, Kaiser und Könige überhäufsten das Kloster mit Gunst. Und so tauchte allmählig die Idee auf, in jenem Thale ein Kloster zu bauen, das

dem Ruhm des Landes entspreche, und eine prachtvolle Kirche, die als Mittelpunkt dieser Lande der bergische Dom sein sollte.

Dieses erhabene Werk wurde im Jahre 1287 unter dem Abte Marsilius zu Ende geführt. Wie herrlich prangte jetzt die bergische Kirche in hoher gothischer Erhabenheit, die eine Leuchte dem ganzen Lande galt. Mit den weitläufigen und prächtigen Klostergebäuden waren die herrlichsten Fischteiche und Wasserkinste verbunden und es war nicht anders, als ob Altenberg der Aufenthalt eines glänzenden fürstlichen Hauses sei.

Die Leiber der Heiligen wurden aus der alten Kirche hinweggenommen und in dem bergischen Dome im Herzogenchore beigesetzt, wo noch jetzt ihre Gräber nebeneinander zu sehen sind.

Nach jener Zeit aber beschlossen noch mehrere bergische Grafen im Kloster zu Altenberg ihr Leben und die Kirche wurde zum Begräbnißplatz der bergischen Fürsten erkoren.

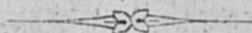
Ihre Gebeine ruhen noch jetzt im Herzogenchore des Bergischen Domes, welcher nach seinem gänzlichen Verfall in der neuesten Zeit von unserm allergnädigsten Könige Friedrich Wilhelm IV. wieder aufgebaut

wurde und nun des Tages harrt, an welchem die Worte des Priesters die hohen Hallen wieder erfüllen werden.

Das letzte Glied der fürstlichen Familie, die hier ihre Ruhestätte fanden, war ein Sprosse unseres jetzigen Königshauses, Sibille von Brandenburg, welche am 9. Juli 1524 im Herzogenchore begraben wurde.

Ruhen sie alle im Frieden!

Amen!



... und ...
...
...
...
...



